Reiſe

in

Canada und einem Theile der vereinigten Staaten von Nord-Amerika,

im Jahre 1823.

Nach dem Engliſchen

des

Herrn Eduard Allen Talbot,

Gutsbeſitzers auf Talbot in Ober-Canada.

(Aus dem Ethnographiſchen Archive beſonders abgedruckt).

Wien 1825.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Reiſe

in

Canada und einem Theile der vereinigten Staaten von Nord-Amerika,

im Jahre 1823.

Nach dem Engliſchen

des

Herrn Eduard Allen Talbot,

Gutsbeſitzers auf Talbot in Ober-Canada.

Vorwort.

Ein in manchen Ansichten ähnliches Werk von John Howison, Esquire im neunzehnten Bande, Heft 2, des ethnographischen Archivs, erleichterte uns gegenwärtige Bearbeitung, indem wir über die nähmlichen Gegenstände, die Howison berührte, uns kurz fassen, oder das Identische ganz übergehen konnten. In Ober-Canada wächst aber die Bevölkerung und die Cultur dergestalt, daß sich Manches dort in ein Paar Jahren durchaus verändert. Die Mannigfaltigkeit der Darstellungen Talbot's dürfte manchem Leser sehr gefallen, zumahl er nichts übertreibt.

1.

Einleitung.

Mein Vater hatte vormahls eine hübsche Besitzung im südlichen Irland, sah aber nach geendigtem Kriege, daß er als Officier bey der Militz mit seiner zahlreichen Familie auf bisher gewohntem Fuße nicht fortleben könne, und daß sich für seine Söhne weder im Heere, noch außer solchem angenehme Aussichten zeigten. Da er sich einschränken mußte, so wollte er dieß lieber im Auslande, als in der Mitte seiner vormahligen Bekannten thun, zumahl es für ehrliebende Ältern höchst drückend ist, wenn sie erleben müssen, daß ihre Kinder in den gesellschaftlichen Verhältnissen sich einrichten, ein oder mehrere Grade zurücktreten müssen.

Mein Vater war kein Freund der Republiken und ein feuriger Verehrer der Gesetze und der Lebensart der Britten. Zu gleichen Ansichten hatte er seine Kinder erzogen, und dieses bestimmte ihn, nach Ober-Canada, und nicht nach den von Andern so gepries-

senen Freyſtaaten auszuwandern. Unter der Leitung meines Vaters Richard Talbot ſchifften ſich im Hafen von Cork 54 Familien, welche faſt 200 Perſonen ſtark waren, zur Niederlaſſung in Ober-Canada am Bord des Brunswick von 541 Tonnen Laſt unter dem Capitän Blake ein. Ungern verließen wir ſämmtlich unſer theures Vaterland am 13. Juny 1818.

2.

Überfahrt und Ankunft in Quebeck.

Im Ganzen war unſere Überfahrt wegen häufiger widriger Winde im Anfange unangenehm; am 27. July landeten wir zu Quebeck, verloren aber von unſern Reiſegefährten durch ein ſonderbares Schickſal zwölf Kinder unter vierzehn Jahre alt. Im Golf des St. Lorenz-Flußes befiel uns ein ſo heftiger Nebel, daß wir in Ermangelung von Lootſen leicht ein Unglück bey der Inſel Anticoſta hätten erleben können, und wir hatten Gelegenheit, bey der langen Fahrt auf dem Fluſſe häufig auf den Inſeln zu landen. Auf der ſogenannten grünen Inſel traf ich die erſte Amerikanerinn in einem braunen, nachläſſig über die Schultern geworfenen Shawl. Sie hatte nackte Füße, eine Kupferfarbe und langes dunkelſchwarzes Haar, eine angenehme Sprache, gute natürliche Bildung des Geiſtes, und jene Grazie, welche ſich nicht beſchreiben läßt, die wir jedoch ſelbſt dann an Frauenzimmern zu bewundern gewohnt ſind, wenn wir auch auf ihre Schönheit nicht Rückſicht nehmen.

Auf der Inſel Orleans kam ich zufällig mit mehreren Reiſegefährten in das Haus eines Canadiſchen Lootſen, indem wir um Erlaubniß bitten wollten, ein uns geſtorbenes Kind dort zu beerdigen. Ein Frauenzimmer in ſchwarze Seide gekleidet, geputzt wie eine Gräfinn in Europa, öffnete uns die Thür, und erklärte uns in Franzöſiſcher Sprache, daß ſie kein Engliſch verſtände. Als wir aber unſere Bitte in Franzöſiſcher Sprache erneuerten, gab ſie uns einen Mann mit, um uns den Begräbnißplatz anzuweiſen, und lud uns zugleich ein, nach der Beerdigung einige Erfriſchungen in ihrem Hauſe einzunehmen. Wir fanden dort ein ſehr glänzendes Geſellſchaftszimmer und einen Trank von Jamaika-Rhum, friſcher Milch und Ahornzucker, welcher uns wohl ſchmeckte, weßhalb wir mit einem günſtigen Vorurtheile für die Gaſtfreundſchaft Canada's zurück kehrten. — Das Land

auf der Insel Orleans war schlecht bestellt. Daher bedeutete der gerade reifende Weitzen nicht viel. Üppiger fand ich den Tabak und die Kartoffeln. Noch ist man hier und in Canada nicht gewohnt, die jungfräuliche Erde ordentlich zu düngen, findet aber auf dieser einst baumreichen Insel jetzt wenige Bäume mehr. Alle Befriedigungen der Felder sind von todtem Holze. Diese ansehnliche Insel theilt gerade vor Quebeck den Fluß in zwey Ströme. Der Hafen der Stadt verdankt seine Schönheit nicht so sehr den zahlreich dort ankernden Schiffen, als dem Wasserfalle von Montmorenci von 290 Fuß Höhe, und der schönen Gartenbestellung längs den Felsen von Point-Levi. Gegen über liegt auf einem hohen Vorgebirge die Stadt Quebeck; aber jede andere Aussicht nach der Küste ist durch Urwälder geschlossen. Überhaupt scheint hier die Erde eben so fruchtbar, als sie am Niederstrome wild und öde zu seyn scheint. Die Kirchen und deren Thürme sind allgemein mit Weißblech gedeckt. Überall sieht man freundliche Landsitze und weidende Thiere.

In Quebeck erheben sich wie in Genua die Gassen mit Häusern über die andern, und werden durch hohe Thürme mit Batterien und Martello-Thürmen vertheidiget. Die Abendsonne spiegelte sich auf dem Weißbleche der hohen Häuser und Thürme; desto schlechter ist aber die Stadt erleuchtet, auf deren Gassen man das Gemisch aller Nationen wahrnehmen kann. Im nächsten Hotel, in das wir traten, trafen wir ungefähr 30 See-Capitäne. Vor jedem stand ein großer Römer mit Getränke, jeder rauchte aus einer 3½ Fuß langen Pfeife den besten Virginischen Tabak. Ich hatte lange Weile, da nur von den Seereisen dieser Söhne des Neptuns, von gut oder schlecht gebauten Schiffen, von dem Vergnügen der Seefahrten und dem edlen Geschmacke des Cognac-Branntweines die Rede war.

3.

Bemerkungen über Quebeck.

Quebeck liegt unter dem 46. Grad 48 Min. nördl. Breite und dem 71. Grad 11 Min. westl. Länge sehr schön in der Gabel der Flüsse St. Charles und St. Lorenz. In der weniger schönen Unterstadt ist der meiste Verkehr des Handels und der Schifffahrt. Die Kornhäuser und Waaren-Magazine liegen meistens hoch am Vorgebirge Diamont. Auf steilen Treppen oder Auffahrten gelangt man in die höhern Gassen der Spitze des Vorgebirges Diamont, an welchem 350 Fuß höher als das Flußbett die Citadelle liegt, welche die Stadt

nach der sogenannten Abrahams-Ebene vertheidiget, woselbst der tapfere General Wolf fiel. Am stärksten sind die Festungswerke in der Gegend der Thore, haben viele Batterien, und einen Wall, der 50 Fuß dick ist. Von drey Seiten ist die Stadt mit Wasser umgeben. Das dem Andenken des Generals Wolf gesetzte Denkmahl ist nur von Holz und sehr schlecht gearbeitet.

Auf einem steilen Felsen liegt das Castell St. Louis, wo der Gouverneur residirt. Die andern öffentlichen Gebäude mit den Kaufmannshäusern nehmen sich nicht außerordentlich aus.

Man ist ungewiß, ob der Nahme der Stadt aus der Idianischen Sprache Algonquin, wo das Wort Quebec eine Enge bedeutet, weil wirklich der große Fluß hier nur ¾ Englische Meilen breit ist, oder aus der Normannischen Sprache vom Worte Quel bec (welche Landspitze), oder von dem Worte quelibec, welches bey den Indianischen Abenaquis etwas Geschlossenes bedeutet, herrühren mag.

Eben so ungewiß ist der Ursprung des Wortes Canada. Man sagt, daß, als die ersten Spanischen Entdecker sich hier in Gegenwart der Indianer wieder einschifften, sie einander häufig das Wort arcanada (hier ist Nichts zu thun) zuriefen. Wie in der Folge die Franzosen hier zuerst landeten, riefen ihnen die Wilden das Wort arcanada zu, um jene von der Besitznahme abzuschrecken. Die Franzosen glaubten aber, daß dieses der Nahme des Landes sey, welcher sich seitdem erhalten hat. Die jetzige Bevölkerung von Quebeck ist 15,000 Seelen (nach der letzten Zählung 20,000).

4.

Bemerkungen über Montreal.

Schon am 3. August 1818 schifften wir uns auf dem Dampfboote Telegraph nach Montreal ein, wo wir am 5. des Morgens ankamen, und gegen einen reißenden Strom in 36 Stunden 180 Englische Meilen zurück gelegt hatten. Hier rieth man uns, in Nieder-Canada zu bleiben, und der Entschluß meines guten Vaters wankte, bis wir, seine Söhne, ihn bestimmten, seinem ersten Vorsatze treu zu bleiben. Hier war es, wo wir uns von unserm braven Capitän Blake trennten, der Jedermann in unserer Reisegesellschaft so freundlich und wohlwollend behandelt hatte.

Je näher wir Montreal gekommen waren, je dünner wurde die Bevölkerung am Ufer, und von der Stadt der drey Ströme (trois rivières), 90 Meilen von Quebeck an, verlor der Fluß seine schnelle

Strömung. Die Stadt liegt in der Gabel des Lorenz- und Moritz-Flusses. In der Mündung des letztern theilen zwey kleine Inseln den unbedeutenden Moritz-Fluß in drey Arme. Es ist daselbst eine große Eisengießerey, deren Eisen besser ist als das Englische, aber nicht so gut als das Schwedische. Die Zahl der Einwohner ist jetzt 2500. Die Dampfboote legen hier jedes Mahl an, um Passagiere oder Güter ein- oder auszuschiffen, und nehmen hier auch frisches Feuerungs-Material an Bord.

Hinter dieser Stadt gelangten wir in den See St. Peter; ein weites, aber nicht sehr tiefes Becken des Lorenz-Flusses. Unsere Dampfräder wühlten, weil der Steuermann die beste Linie verfehlt hatte, den Schlamm im Beete des Flusses auf.

Hundert und fünf und dreyßig Meilen von Quebeck liegt in der Gabel des Chamblois und Lorenz-Flusses die kleine Stadt Sorrel oder Wilhelm Heinrich, in nördlicher Breite 45 Grad 50 Min: und in westlicher Länge 73 Grad 20 Min. Die Stadt hat 1500 Einwohner und hübsche Straßen, aber noch manche leere Bauplätze.

Näher bey Montreal liegt das freundliche Dorf Berthier, um welches viele Gutsherren Französischen Adels, deren Vorfahren hierher einwanderten, ihre Landsitze liegen haben.

Die Stadt Montreal ist an der Südseite der Insel Montreal 45 Grad 31 Min. N. B. und 73 Grad 35 Min. W. L. gelegen, unregelmäßig gebaut, hat 2200 Häuser und 15,900 (nach der jüngsten Zahlung 25,000) Einwohner. Die Straßen sind sehr eng, und um so unbequemer, da die Auftritte der Häuser sich drey bis vier Fuß in die Straße erstrecken, daher ist die eigentliche Straße bey feuchter Witterung sehr schmutzig. Die Häuser sind von Kalksteinen gebaut. Die vor dem letzten Kriege gebauten Häuser haben Thüren und Fensterladen von starkem Eisenbleche, um sich gegen häufige Feuersbrünste zu schützen. An den Festtagen ist die Stadt höchst öde. Die neuen Gassen, welche nach den Bergen zu liegen, sind sehr geräumig und haben eine schöne Architectur, aber die katholische St. Marien-Kirche ist im Innern zu sehr mit Schmuck überladen, um schön seyn zu können. Sie kann 3000 Christen fassen, und hat selten in Festtagen einen Sitz leer. Desto prachtvoller ist die dortige Episcopal-Kirche mit ihrem achteckigen Thurme und einem großen Stundenzeiger. Am Sonntage ist die Kirche ungemein voll; vor der Thür steht ein Kirchendiener im Ornat, und zeigt nach der Kleidung des Kommenden jedem die Emporkirche, wo er nach seiner mehr oder weniger anständigen Kleidung seinen Platz finden soll. Die Gallerien haben die Form eines Halbmondes, und werden von Korinthischen Säulen getragen. Eben so schön ist die im Jahre 1820 erbaute Me-

hodisten-Capelle, deren Gallerie vollkommen rund ist, auf glatten Pfeilern ruhet, und nächst der Bank das schönste Gebäude der Stadt ist. Gleiche Schönheit biethen das Gerichtshaus, das Gefängniß und der Parade-Platz an. — Im dortigen katholischen Seminarium leben 120 Studenten, und es kleiden sich diejenigen, welche Theologie studieren, in schwarze Seide oder Bombassin, dagegen die andern Studierenden blaue Fracks mit weißen Aufschlägen tragen. In den Baracken finden 1000 Mann Quartier. Bey der Statue des Nelson's auf dem Neumarkte ist merkwürdig, daß der Held sein Gesicht nach dem Gerichtshause und nicht nach dem Flusse kehrt. Das ausgestorbene Kloster der Recollecten ist jetzt die Hauptwache. Übrigens hat die Stadt drey Nonnenklöster, welche sich durch ihre Sittlichkeit und in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes auszeichnen. Doch scheinen Nonnenklöster in einem Lande sehr überflüssig zu seyn, wo die Bevölkerung so gering ist, und selten ein Frauenzimmer unvermählt bleibt.

Eine Dampf-Maschine treibt das Wasser 100 Fuß höher, als die Fläche des Flusses, nach dem Hügel der Citadelle hinauf. Die Röhren liegen so tief, daß das Wasser niemahls darin gefrieren kann. — Die Stadt hat zwey Banken, welche mit solcher Vorsicht ihr Geschäft treiben, daß sie den vereinigten Staaten, wo man sehr leichtsinnig im Bankwesen verfährt, zur Nachahmung empfohlen werden können.

Für die Literatur ist durch eine ausgesuchte sogenannte Montreal-Bibliothek von 8000 Bänden, und zwey mit dem Neuesten wohlversehene Lesegesellschaften, nebst einem Dutzend Zeitungen in Englischer oder Französischer Sprache, gesorgt. Die körperliche tägliche Nahrung liefern zwey stets wohlversehene Marktplätze.

Unstreitig ist Montreal die erste Handelsstadt in Canada, in einem Kriege der Engländer mit den vereinigten Nord-Amerikanern kann sie jedoch leicht von den letzteren genommen werden. Es leben hier ungefähr aus den Freystaaten 1500 Köpfe, deren Religion die Politik, und deren Gott ihr goldener Adler ist. (Münze an Werth von 10 Dollars.)

Zwischen dieser Stadt und Quebeck sind stets sieben Dampfboote in der Fahrt, von denen fünf die Größe einer Fregatte von 40 Kanonen haben. Sie enthalten für die Passagiere jede mögliche Bequemlichkeit, und jedes Cabinett zwey Reihen von Bettstellen mit weichen Betten und Vorhängen, welche man niederlassen kann. Die Frauenzimmer haben ein besonderes Cabinett, worin sie schlafen, aber übrigens in dem großen Gesellschaftssaale mit der übrigen Gesellschaft speisen. Die Tafel und die Bedienung sind prachtvoll. Für

die Fahrt, das Quartier und die Nahrung zahlt jeder Paſſagier von Quebeck nach Montreal 3 Pf. St., und von Montreal nach Quebeck 2 Pf. 10 Shillinge. Gemeine Reiſende, welche ſich in dem Raume am Steuer aufhalten, müſſen ſich ſelbſt beköſtigen, und zahlen dann nur 10 Shillinge. Die größten Laſten werden jetzt zwiſchen den beyden großen Städten Canada's faſt einzig durch Dampfboote fortgeſchafft. Dagegen ſind die Schiffswerfte zu Montreal unter aller Kritik, und die Polizey ſorgt nicht einmahl dafür, daß dieſe Gegend von Unflath frey bleibe.

5.

Waſſerreiſe bis York.

Am 18. Auguſt ſchifften wir uns nach La Chine ein. Es hatten uns aber bereits in Montreal ein und dreyßig Familien verlaſſen, welche vorzogen, ſich zu Perth, 140 Meilen nordweſtlich von Montreal, niederzulaſſen.

Weil der Lorenz-Fluß gleich hinter Montreal ſo reißend wird, ſo iſt es unmöglich, in gewöhnlichen Schiffen weiter hinaufzufahren; weßwegen man ſich auf Fahrzeugen mit flachem Boden und ſpitzem Ende von dünnen Tannenbretern einſchifft. Dieſe Boote pflegen 40 Fuß lang und in der Mitte 6 Fuß breit zu ſeyn. Die Führung desſelben haben vier Matroſen und ein Steuermann. Sie nehmen ungefähr 10,000 Pfund Fracht an Bord, haben Maſten und Segel, ſechs neunfüßige Stangen mit eiſernen Spitzen, einen Anker und das nöthige Kochgeräth. Alle Güter zwiſchen Ober- und Nieder-Canada werden auf ſolchen Booten fortgeſchafft; auch machen gemeiniglich vier oder fünf derſelben die Reiſe gemeinſchaftlich, und pflegen, wenn ſie im See St. Louis ankommen, welchen die Mündung des Ottaweis oder des großen Flußes in den St. Lorenz-Fluß bildet, bey günſtigem Winde die Segel bis Cascades aufzuſetzen.

Zu Cascades hat die Regierung einen kurzen Canal anlegen laſſen. Bis dahin gelangt man durch Schleußen mit großer Anſtrengung der Bootsleute nach den Cedern. Oft müſſen ſie ſogar, im Waſſer ſtehend, das Boot durch die dampfenden Waſſerfälle ziehen. Wegen dieſer ſchweren Arbeit brauchen ſie gemeiniglich zur Fahrt von 120 Engliſchen Meilen zehn volle Tage, und trinken tüchtig Branntwein. Die vier Hauptwaſſerfälle zwiſchen Montreal und Prescott heißen: die Cedern, die Cascaden, Coteau du Lac und

Long-Sault (der letztere ist 9 Meilen lang), zu dessen Durchfahrt man gemeiniglich, wenn man den Strom hinauf fährt, einen Tag, und wenn man hinabschifft, 15 Minuten zu brauchen pflegt.

Weil 140 unserer Anbauer von La Chine in sogenannten Canadischen Durham-Booten zu schiffen beschlossen, so begleitete solche mein Vater mit seiner Familie in einem erbärmlichen Fahrzeuge. Damit unsere Mutter und unsere kleinen Geschwister etwas mehr Raum in ihrer Schlafstelle haben möchten, pflegte ich mich mit meinem Bruder am Ufer unter freyem Himmel niederzulegen. An einem Abende bathen wir und drey andere Reisegefährten einen Landmann, uns zu erlauben, in seiner Küche auf dem Boden zu schlafen, welches er uns abschlug, und als wir uns in seinem offenen Stalle auf Stroh niederlegen wollten, verweigerte er uns auch hier das Nachtlager. Wie viel menschlicher ist dagegen in meinem armen Irland selbst der dürftigste Taglöhner, der niemahls einem Fremden Obdach, und selbst Almosen, wenn er etwas hat, versagt.

Am 1. September hatten wir endlich die sauere Fahrt von 120 Meilen zurückgelegt. Am neunten Tage dieser schwierigen Reise erlangten wir mit Mühe, als wir auf einem Spaziergange durch den Wald uns verirrt hatten, von einem Landmanne die Erlaubniß, auf dem Boden seiner Küche zu schlafen. Aber diese Unfreundlichkeit ist die Folge der schlechten Behandlung, welche die Waldbewohner von manchem reisenden Einwanderer in Ober-Canada zu erfahren gewohnt sind.

Alle Landleute von Montreal bis Prescott, an der ersten Hälfte des Weges, sind Abkömmlige der Franzosen, und wohnen in elenden Hütten, welche im Innern reinlich, so wie die Bewohner zwar arm sind, aber doch nicht klagen. Längs der andern nach Prescott gelegenen Hälfte wohnen dagegen meistens eingewanderte fremde Irländer. Sechs und sechszig Meilen westlich von Montreal trennt der Lorenz-Fluß Ober- und Nieder-Canada. Bey Prescott liegt Ober-Canada am nördlichen Ufer; der Staat Neu-York am südlichen. Das Kirchdorf Point-Clear liegt nur 18 Meilen von Montreal, und hat 100 katholische Einwohner. Es ist das einzige schmutzige Dorf in ganz Nieder-Canada.

Das Dorf bey den Cedern wird von wenigen Handwerkern bewohnt. — Zu Coteau du Lac findet man zwar wenig Häuser, aber doch einen Militär-Posten mit einem Fort zur Beschützung des Handels auf dem Flusse. Der Marktflecken Cornwall, 86 Meilen von Montreal, hat zwar nur 50 Häuser und 200 Einwohner, ist aber der Sitz des Criminal-Gerichtes für den östlichen District.

Zu Prescott, mit 150 Einwohnern, liegt das Fort Welling-

ton. Von hier aus schifft man abermahls auf dem Flusse bis zum Niagara-Fall.

Am 3. September schifften wir uns auf dem kleinen Schooner Caledonia nach York ein, und legten die 250 Meilen bis dahin in sechs Tagen zurück.

Sehr wild sind die Ufer des Lorenz-Flusses zwischen Prescott und Kingston, aber mahlerische Aussichten bildet der See der tausend Inseln, dessen nördliche Ufer mit Landgütern und kleinen Hütten reichlich besetzt sind. Auf diesen Inseln trifft man jedoch keine Bewohner an.

Gegen Prescott über liegt in dem Lande der vereinigten Staaten die Stadt Ogdensbourgh, und 12 Meilen höher hinauf das so reitzend am Canadischen Ufer gelegene schöne Dorf Brockeville mit vielen wohlbestellten Landsitzen in der Nähe, welche sich hinter dem Dorfe auf den Höhen erheben. Die Häuser des Dorfes sind zwar von Holz, aber geschmackvoll angemahlt; höher als das Dorf liegt das dortige Gerichtshaus. Noch fehlt dem Orte mit 150 Häusern eine Kirche.

Sieben und sechszig Meilen von Prescott und 79 Meilen von Brockeville liegt die 1784 erbaute Stadt Kingston im 44 Grad 8 Min. N. B. und im 76 Grad 40 Min. W. L. Kingston ist der Hafen Ober-Canada's, und wird durch das Fort Friedrich vertheidiget. Im hiesigen Hafen sah ich das Linienschiff St. Lorenz von 102 Kanonen mit andern Kriegsschiffen. Noch hat die Stadt nicht mehr als 4000 Einwohner, und vor der letzten Zählung nur 2336. Alle Straßen sind regelmäßig, aber keine ist gepflastert. Kingston hat nahe am Ontario-See eine vortheilhafte Lage. Der See Ontario wechselt in der Tiefe von 3 und 400 Faden, und hat, wie alle eingeschlossenen Seen der Schifffahrt gefährliche Stürme; alle diese Seen haben die Merkwürdigkeit, daß sie ungefähr alle 35 Jahre etwa sieben Fuß Höhe ersteigen, ungeachtet sonst das Wasser nur acht bis zehn Zoll zu steigen und zu fallen pflegt. Die Ursache dieser Naturerscheinung ist noch nicht ergründet worden.

Der Sitz des Statthalters von Ober-Canada ist zu York, nördlich am Ontario-See im 43. Grad 33 Min. N. B. und im 79. Grad 20 Min. W. L. Die kleine Halbinsel Gibraltar-Point bildet daselbst in der Mündung des Don einen schönen Hafen, doch besitzt die Stadt keine Festungswerke. Den Hafen decken eine Batterie und zwey Blockhäuser, und die Garnison liegt in einer Baracke außer der Stadt, welche erst seit 1793 gebaut worden ist, und schon 3000 Einwohner, und vor der letzten Zählung 3336 hatte. Die meisten öffentlichen Gebäude sind zwar noch von Holz, aber dennoch sehr

bequem. Ein wesentlicher Fehler der Stadt ist ihre niedrige Lage, weil sie auf angeschwemmtem Grunde erbaut worden ist; daher herrschen hier Sumpffieber.

6.

Reise bis zur Niederlassung im Districte London.

Durch den Oberst Thomas Talbot, der sich vor 30 Jahren in Canada in einer Wildniß von 100,000 Acker Landes niedergelassen hatte, und jetzt zu Port-Talbot eine herrliche Niederlassung besitzt, wurde mein Vater mit seinen Gefährten bestimmt, sich im Districte London niederzulassen. Talbot ist ein Sonderling, der die Einsamkeit liebt, und dem schönen Geschlechte so abgeneigt ist, daß er mehrere Jahre im Anfange seiner Niederlassung, um sich von keiner Weiblichkeit bedienen zu lassen, seine Kühe selbst melkte, Butter machte, und alle Arbeit der Küche und Hausreinigung selbst verrichtete. Auf seinem Landsitze lebt er ohne alle Gesellschaft; nur reiset er jährlich zwey Mahl nach York, als Mitglied des gesetzgebenden Körpers von Ober-Canada, und besucht alle 5 bis 6 Jahre England.

Am 11. September reiseten wir mit dem nähmlichen Schooner, der uns nach York gebracht hatte, zu Wasser nach dem 40 Meilen entfernten Niagara, und wieder 7 Meilen bis Queenstown zu Wasser, dann 36 Meilen nach Fort Erie; und 116 Meilen nach Port-Talbot zu Wasser, und von dort zu Lande 34 Meilen nach London. Später erfuhren wir, daß, wenn wir bis zur Spitze des Ontario-Sees geschifft wären, und 90 Meilen zu Lande gemacht hätten, wir schneller und wohlfeiler dahin hätten gelangen können.

Da ich der Wasserreisen müde war, machte ich persönlich die Reise zu Lande von York nach Port-Talbot, und fand neben dem Wege überall bewohntes Land, obgleich der Boden leicht und sandig war. Gefährlich ist das Schiffen oder das Durchreiten der zwischenliegenden Ströme.

Am Ufer des Flusses Oufe, 20 Meilen von Dundas, kam ich durch verschiedene Dörfer der sechs Nationen der Indianer. Ihr Land ist höchst fruchtbar. Sie haben seitdem manche Wilden, welche von den Amerikanern vertrieben wurden, in ihr Gebieth aufgenommen, welches an jeder Seite des Flusses 6 Meilen breit ist, und wenn sie gleich einige Districte an neue Anbauer verkauft haben, so haben sie doch noch Raum für eine halbe Million civilisirter Menschen. In einem der Dörfer fand ich eine hübsche Kirche mit einem eigenen Geistlichen; wenn aber dieser abwesend ist, so verrichtet den Gottesdienst

ein geweſener Wilder, Doctor John genannt; ich traf ihn an einem Sonntage bey dem Wetzen ſeines Tomahawk. Ich wollte, ſagte der Doctor, heute Gottesdienſt halten, aber ich verlor meine Brille in voriger Nacht, die ich fröhlich zubrachte, und kann daher nicht eher predigen, bis mein Nachbar, der Krämer Smith, neue Waare von Montreal erhalten hat. Auf meine Frage, ob er denn nicht im Stande ſey, auch ohne ein Buch zu predigen, erwiederte er: O ja, dazu wären wir wohl im Stande; da wir aber keine Methodiſten ſind, ſo predigen wir nicht, wie die Thoren, ohne ein Buch. Wäre in unſerer Kirche das Predigen aus dem Stegreife gebräuchlich, ſo könnten wir in der Beredſamkeit die Methodiſten-Prediger eben ſo übertreffen, als ſie uns im Selbſtdünkel und in der Eitelkeit überſehen. Da wir aber eine höhere Erleuchtung beſitzen, und es wiſſen, wie leicht die ſchwache menſchliche Natur ſich irren kann, ſo ſtudieren wir mit Sorgfalt unſern Gegenſtand, ehe wir ſolchen in der Predigt behandeln. Ich bemerkte, daß jener Doctor ein ſehr eitler Menſch war, und empfahl mich ihm mit der Überzeugung, wie ſchlimm es iſt, wenn der Menſch, der Andere unterrichten ſoll, von der Eitelkeit, Alles zu wiſſen, nach der Weiſe der Amerikaner, geplagt wird; denn Eitelkeit iſt der herrſchende National-Fehler aller weißen und braunen Menſchen dieſer Hemiſphäre.

Jenſeits des großen Fluſſes (Ouſe) wird das Land ſehr mahleriſch; zwar iſt es nur wenig angebaut; denn es fehlt dieſen Ebenen an nahem Bau- und Brennholze, und auch an Waſſer, weßwegen ſie noch lange unbewohnt bleiben dürften. Dennoch trifft man um Long-Point, ungeachtet ſeiner großen Ebenen, in der Nähe einige Bevölkerung an der Landſtraße, aber elende Wirthshäuſer.

Am 15. September erreichte ich Port-Talbot. Nachdem ich hier von einem reiſenden Frauenzimmer ausgefragt worden war, woher ich käme, und wohin ich wolle, und dieß beantwortet, aber auch hinzu gefügt hatte, daß ich Freunde erwarte, um mich nördlich in der Nähe niederzulaſſen, erklärte ſie mir: „Sie fürchte, daß meine Hoffnung, mich mit meinen Verwandten dort niederzulaſſen, vergeblich ſey. Alles hätte ich indeſſen nicht verloren; denn ſie hätte vor wenigen Stunden auf dem Wege hierher meinen Bruder geſund, aber unglücklich geſehen.“ Da ſtand ſie auf, und erzählte in einem andern Zimmer der Wirthinn: „Um 8 Uhr heute Morgens begegneten wir einer Caravane junger Europäer, und unter dieſen einen Jüngling, der des Fremden Bruder zu ſeyn ſcheint. Jene Caravane enthielt Alles, was von den Paſſagieren des an der Küſte der vereinigten Staaten geſtrandeten Schooners übrig blieb.“ Da mich dieſes ſehr ergriff, ſo erlangte ich von ihr noch folgende fernere Auskunft: „Am

19. September um 3 Uhr Nachmittags sah ich, daß ihre Freunde sich zu Port-Erie einschifften. Die dortigen Einwohner waren sogleich wegen der Überfüllung des Schiffes mit Passagieren besorgt; das Wetter war stürmisch und der Führer des Schiffes ohne Erfahrung. Einige Tage nachher erfuhr man zu Port-Erie, daß das Schiff am 21. September Morgens an der Küste der vereinigten Staaten gestrandet sey, auch daß ein Schooner aus New-York die wenige gerettete junge Mannschaft nach Canada hinüber geschifft habe." Ich eilte nun sogleich der Reise-Gesellschaft entgegen, und erfuhr von meinem Bruder, den ich bald antraf, daß sie zwar Schiffbruch gelitten hätte, daß aber nur eine Miß Lewis in Folge eines Erkältungsfiebers gestorben sey, alle Übrigen aber gerettet worden wären, und nur auf ein Schiff zum Übersetzen nach Canada warteten.

In den letzten Tagen des Octobers brachte mein Vater seine Familie nach Westminster, welches nur die Themse von London trennt, woselbst wir wohnen wollten.

Jener District London liegt 24 Meilen nördlich vom See Erie, 927 Meilen vom Atlantischen Meere, 607 Meilen von Quebeck, 618 Meilen von New-York und 125 Meilen von York entfernt. Es stoßt daran: im Osten der District Oxford, welcher seit 23 Jahren bevölkert ist; im Süden der seit 12 Jahren bevölkerte District Westminster; im Südwesten der District Delaware; im Westen der District Lobo und im Norden und Norwesten volle Wildniß.

Am 1. November 1818 wohnte hier noch kein Sterblicher. Der nördliche Arm der Themse bildet östlich die Gränze dieses Districtes, und der südliche Arm die Gränze des Districtes Westminster; aber fast jedes Loos hat seinen eigenen Bach zur Bewässerung. Die Fruchtbarkeit des Districtes ist anerkannt.

Der District bildet ein Viereck, und hat 16 Abtheilungen (Townships), jede von 6400 Acker. Jede Abtheilung hat wieder 32 Loose, jedes von 200 Acker. Zwischen 2 Loosen liegen immer 66 Fuß frey für den Weg. Diese mit 7 Seitenwegen gleicher Weite und in gleicher Entfernung von einander bilden die sämmtlichen Wege eines Districtes.

Am 26. October reisete ich und mein Bruder mit 6 Mann, welche Lebensmittel und Äxte zum Fällen der Bäume mit sich führten, von Westminster mit einem Führer nach London, um auf dem besten Platze des Looses ein Haus zu errichten. Mein Vater hatte eine Einweisung von 1200 Äckern erhalten. Wir hatten also viele Auswahl von Bauplätzen, und bestimmten nach langer Wahl, uns auf dem zweyten Loose der sechsten Abtheilung niederzulassen, und wählten dann einen Platz, um dort in der Nacht zu bleiben, wo

wir ungefähr 9 Meilen von der nächsten Wohnung entfernt waren. Endlich trafen wir einen alten verlaſſenen Indianiſchen Wig-wam, und blieben über Nacht in dieſer kleinen Hütte, nachdem uns unſere Zunderbüchſe ein gutes Feuer geliefert hatte. Unſere Abendmahlzeit nahmen wir auf dem Stumpfe eines abgehauenen Baumſtammes ein, und wickelten uns dann in unſere Decke, um ruhig zu ſchlafen. So brachten wir, indeſſen einer von unſerer Geſellſchaft wechſelsweiſe das Feuer unterhielt, unſere erſte Nacht auf unſerm Landſitze in Amerika zu. In der Morgendämmernng erwachten wir, weil heulende Wölfe ein unglückliches Reh in unſerer Nähe verfolgten. Ihr Heulen glich den Bellen der Fuchshunde. Unſere am Ufer gefeſſelten Pferde hatten ſich losgeriſſen und alles mitgebrachte Brot verzehrt, was wir mit Mühe 12 Meilen durch Sümpfe nnd Wälder geſchleppt hatten. Glücklicher Weiſe hatte ihr Appetit die Kartoffeln verſchmäht, welche uns nun zum Frühſtücke dienten.

Bis zum 1. December erbaueten wir ein 46 Fuß langes und 21 Fuß breites Haus, in welches am 2. December unſere Familie einzog. Bis dahin wohnten wir in dem elenden Wig-wam voll Zugluft, und konnten, auf trocknem Lande liegend, beliebig auf unſerer Schlafſtelle Obſervationen am Horizont anſtellen; wir ſaßen am Tage auf dem nähmlichen Block, der Nachts unſer Kopfkiſſen bildete, waren jedoch voll Hoffnungen, einſt hier alle Bequemlichkeiten des Lebens als Lohn unſeres Fleißes, zu ernten.

7.

Fernere Topographie von Ober-Canada.

Wenn ein Reiſender von York nach Amersburgh, der weſtlichſten Stadt in Ober-Canada reiſet, ſo trifft er auf dieſen 326 Meilen nur wenige kleine Dörfer an. Die bedeutendſten derſelben ſind: Dundas, 50 Meilen von York, Ancaſter, 3 Meilen von Dundas, und Burford, 28 Meilen von Ancaſter. Doch haben alle drey nur 600 Einwohner. Längs dieſem Wege ſieht man aber die fruchtbarſten Ländereyen im Brittiſchen Nord-Amerika.

Vierzig Meilen weſtwärts von Dundas fängt die große Talbotſtraße an, welche durch die Herrſchaft Talbot nach dem See Erie läuft. Dieſe Herrſchaft umfaßt ungefähr $1\frac{1}{2}$ Million Acker. Die Talbot-Colonie liegt zwiſchen dem 42. und 43. Grad N. B. und zwiſchen dem 80. und 81. Grad W. L. Ein Seitenweg führt von Dundas nach Niagara, jetzt Fort George, dann längs dem Fluſſe

Niagara nach Queenstown und Fort Erie in einer Länge von 86 Meilen.

Jenes Fort liegt an der Ostseite des Niagara, und wurde im letzten Kriege mit Amerika, verbrannt; hat aber jetzt schon wieder 700 Einwohner. Es ist das hübscheste Dorf in der Provinz, außer Brockville, und wird in den Sommermonathen von der Modewelt stark besucht.

Am blühendsten ist der Anbau des Landes zwischen Fort George und Queenstown; nur hat man auch hier noch die Felder mit todtem Holze eingefriediget.

Queenstown liegt am Fuße eines hohen Hügels, sieben Meilen von Niagara, und hat 300 Einwohner, eine Kirche und ein Gerichtshaus, und Magazine für die Regierung und für die Indianer. Von hier findet eine starke Durchfahrt von Gütern nach dem Westen Canada's Statt.

Die Niagara-Fälle liegen ungefähr sieben Meilen von Queenstown an der Straße zwischen den Seen Erie und Ontario. Der Fall wird in allen Reisebeschreibungen Canada's beschrieben. Ich besuchte ihn zum ersten Mahl an einem schönen Septembertage, als die Hitze und der Biß der Mosquitos beträchtlich nachgelassen hatten. Bis eine Meile vom Niagara-Falle war der Horizont trocken und rein. Als ich aber näher kam, wurde die Luft finster und die Erde schien zu zittern; die Atmosphäre wurde feucht. Als ich die schroffen Hügel erstiegen hatte, durch welche sich der edle Strom windet, sah ich, daß Berge von Wasser das erschrecklichste Getöse und Dampfwolken ausstießen. — Ich erblickte mannigfaltige glänzende Regenbogen, Wolken und Felsen, welche sich über den tobenden Abgrund verbreiteten, und Urwälder, welche Perlen zu träufeln schienen und durch die Strahlen der Abendsonne glänzender als Krystall waren. Bis die Sonne völlig untergegangen war, erfreute ich mich an dem seltenen Schauspiele, das nach Aufgang des Mondes neue Schönheiten darboth, nachdem sich der Wind gänzlich gelegt hatte.

Die Umgebung des Sees Erie ist ungefähr 300 Fuß höher als das Gebieth des Sees Ontario. Der lange Bergzug, der beyde von einander scheidet, ist an mehreren Stellen fast lothrecht steil. Der Berg fängt am nördlichen Ufer des Sees Ontario an, umgibt diesen See nordwestlich, wird von der Landstraße von York nach Amersburgh durchschnitten, und läuft dann östlich, bis er den Fluß Niagara einschließt.

Personen, welche diesen Fall besuchen, pflegen ihr Quartier in einem nahen Dorfe von zwölf Häusern zu nehmen. Von dem Balkone eines der dortigen Wirthshäuser übersieht man den soge-

nannten Horse-Shoe-Fall (Hufeisen-Fall) und die Insel, welche den Fluß in zwey Ströme theilt. Von diesem Hause ab führt ein schwieriger Fußpfad bis an den Rand des Flusses, und zu der Stelle, wo vormahls der Tafelfelsen stand. Der Fluß hat den See Erie zwanzig Meilen oberwärts des Falles verlassen, und ist schon drey Meilen vor dem Falle in stäter heftiger Bewegung; aber dieser reißende Strom erlaubt dennoch den Booten, die sich in der Mitte halten, auf der Ziegen-Insel zu landen, welche vor dem Falle liegt.

Von dem noch stehenden Theil des Tafelfelsens sieht man die mit vielen Bäumen bedeckte Ziegen-Insel, und die reiche Scene unterwärts des Falles mit dem schwächern Wasserfalle Fort-Schloper jenseits der Ziegeninsel.

Bis nahe unter den Fall wagen sich die Canadischen Fischerboote, weil gerade diese Strecke des Wassers eben so reich an Fischen, als das Ufer an Schlangen ist. Die ganze Breite des Falles mit Inbegriff der Inseln ist 1335 Englische Ellen *). Der eigentliche Wasserfall an der Canadischen Seite hat eine Breite von 600 Englischen Ellen. Derjenige an der Amerikanischen Seite 350 Ellen, und der kleinere mittlere Fall etwa 140 Ellen. Man rechnet, daß dieser Sturz in einer Minute 169,344,000 Gallonen Wasser liefert.

Jetzt wird die sogenannte Ziegen-Insel nicht mehr bewohnt. — Bisweilen hört man den Wasserfall bey stillem Wetter auf der Höhe zu Burlington. Die Ufer unterwärts des Wasserfalles beweisen klar, daß vormahls der Fall weiter vorwärts gelegen war, und daß er in der Zeitenfolge sich immer mehr rückwärts ziehen wird.

Zwischen dem Wasserfalle und dem Fort Erie liegt nur ein kleines Dorf mit einigen Militär-Magazinen und Wirthshäusern am westlichen Ufer des Flusses Welland und nahe dabey das kleine Fort Chippawa.

Im letzten Kriege mit Amerika wurde das Fort Erie am See Erie sehr erweitert, und hat jetzt eine starke Batterie auf dem 1100 Yard vom Schlangen-Hügel gelegenen alten Fort. Der See Erie liegt zwischen dem 41. und 43. Grad N. B., und im 79. und 82. Grad W. B. Der See ist 231 Meilen lang und 63½ Meile breit, und hat wenige und sehr unsichere Häfen bey einer Tiefe von höchstens 40 Faden.

Long-Point oder das nördliche Vorgebirge ist ein schmaler Strich Landes, der sich östlich von Walsingham ab zwanzig Meilen lang in den See erstreckt, aber nirgends über 180 Yards breit ist.

---

*) Yards. Der Yard hat 3 Fuß.

Zu Turkey-Point findet man ein neu angelegtes Schiffswerft, und von da bis Amersburgh, drey Meilen von der Mündung des Flusses Detroit am östlichen Ufer, ist die Gegend sich stets gleich. Die Stadt hat ungefähr hundert Häuser.

Vierzehn Meilen jenseits Amersburgh liegt die Stadt Sandwich von sechszig Häusern, mit einer Kirche und einem Gerichtshause in einer schönen Gegend gegen die Amerikanische Stadt Detroit über. Jenseits dieser Stadt bis zum See St. Clair hört, so gut der Boden auch ist, alle Cultur desselben, außer bey den Handelsposten der nordwestlichen Handels-Gesellschaft im Innern, auf. Jener See bildet einen Halbkreis von 30 Meilen Diameter.

Der See Michigan liegt zwischen dem 42. und 45. Grad N. B., und dem 85 und 87 Grad W. L., ist 262 Meilen lang und 55 Meilen breit.

Der See Huron liegt zwischen dem 43. und 47. Grad N. B., und dem 80. und 85. Grad W. L., ist 218 Meilen lang und 101 Meilen breit.

Der Oberse liegt zwischen dem 46. und 48. Grad N. B. und zwischen dem 85. und 93. Grad W. L., ist 381 Meilen lang und 161 Meilen breit.

Dagegen ist der Waldsee sehr klein, und sein nordwestlicher Winkel 1826 Meilen von Quebeck entfernt.

8.

Fortsetzung der Topographie von Ober-Canada.

Ober-Canada liegt zwischen dem 42. und 45. Grad N. B., und dem 73. und 95. Grad W. L. Die Gränze mit den vereinigten Staaten von Amerika fängt durch eine angenommene Linie beym Dorfe St. Regis, 55 Meilen von Montreal, an, läuft gerade mit dem 45. Grad N. B., und hernach in der Mitte des Lorenz-Flusses, des Sees Ontario, des Flusses Niagara, des Sees Erie, durch den Huron, Ober- und Langen-See und durch die Mitte der ferneren Seen- und Wasser-Communicationen bis zum nordwestlichen Winkel des Waldsees, und von da westlich vielleicht bis zum Missisippi. Die nordöstliche Gränze bildet der große Fluß (Ottawais), welcher hier Ober-Canada von Nieder-Canada trennt. Nach Westen und Nordwesten reicht idealisch die Gränze von Ober-Canada bis zum nördlichen und stillen Ocean. Im Norden läuft eine idealische Gränze zwischen Ober-Canada und dem Gebiethe der Hudsons-Bay-Gesellschaft.

Ober-Canada hat jetzt eilf Districte, nähmlich den östlichen: Ottawais, Johnstown, Bathurst, Midland, Newcastle, Home, Gore, Niagara, London und den westlichen. Sämmtliche Districte enthalten 25 Grafschaften, und senden mit den Städten York, Kingstown und Niagara 45 Deputirte in das Parlament von Ober-Canada.

Jedermann, vom 16. bis zum 45. Jahre dient in der hiesigen Land-Miliz, welche allein in Ober-Canada 56 wohldisciplinirte Regimenter befaßt. Jedes derselben hat 300 bis 500 Mann ohne die Officiere, und die ganze Miliz ist etwa 22,000 Mann stark. Die ganze Bevölkerung dieser Provinz übersteigt nicht 150,000 Seelen; Manche schlagen aber solche weit höher an.

Die ganze Provinz hat übrigens nur drey Kriegshafen, nähmlich: Kingstown, Grand-River-Ouse und Pentanguishine. Jeder dieser Hafen hat seinen Capitän, Lieutenant, Wundarzt und Magazin-Aufseher.

Von Quebeck bis Montreal und Kingstown sieht man überall bebautes Land und eine Menge Gewässer. Nur an den Befriedungen nimmt man es wahr, daß man sich nicht mehr in Großbrittannien befindet, wo solche sämmtlich mit grünen Hecken eingefaßt sind. Man sieht nirgends Ruinen einer andern Vorzeit, welche die Menschen geschaffen hatten, und überall Urwälder, wo die Axt nicht aufgeräumt hat.

Ober-Canada ist ein ebenes Land, aber noch voller Urwälder. Ich denke aber, daß die hier so schnell mögliche Verwandlung derselben in Landgüter mit Kirchen und Schulen, allen Bequemlichkeiten des Lebens und Übungen des Christenthums einen erfreulichern Anblick bilden, als die Greisen-Cultur Europa's mit verfallenen Ritterschlössern, Abteyen und schönen Gemählde-Sammlungen. Die Ober-Canadier finden sich glücklich auf dem fruchtbarsten Boden der Erde, da sie Alles besitzen, was ihr animalisches Wesen bedarf. An das äußere Verzieren ihrer Landgüter und Häuser denkt noch Niemand; sie essen, trinken und schlafen ruhig. Außer dem Niagara-Fall gibt es wenige Natur-Merkwürdigkeiten; desto mehr aber Felder mit noch nicht verfaulten Baumstumpfen und Einfriedungen von gespaltenen Holzscheitern. Die Landstraßen sind breit, werden aber wenig reparirt. Desto häufiger sieht man hier schlechte Knüppeldämme; sie sind aber weniger gefährlich als anderswo; denn die Rosse und das Rindvieh von Canada verstehen sehr wohl, von einem Knüppel oder Balken auf den andern wie ein Seiltänzer zu springen. Das hiesige milde Clima erlaubt alle Pflanzen zu bauen, die nicht den heißesten Gegenden angemessen sind. Es wandern hier jetzt jährlich im Durch-

schnitt theils aus den Freystaaten, theils aus Europa 8000 neue Anbauer ein *).

Weit mahlerischer und weit bevölkerter ist Nieder-Canada. Die Hauptstraße desselben liegt am rechten Ufer des Lorenz-Flusses, und an beyden Ufern sieht man eine starke Bevölkerung und alles Feld bestellt. Von der Mündung des Flusses an bis dreyßig Meilen jenseits Montreal bestehen die Ufer aus großen Herrschaften, welche die Französische Regierung an diejenigen vertheilte, welche dahin einwandern wollten. Nach den Freybriefen dieser Gutsherren sollten sie auf Verlangen jedem neuen Anbauer, der als ein rechtlicher Mann bekannt wäre, Besitzungen von 200 Acker anweisen. Dagegen war der neue Anbauer verpflichtet, in bestimmter Frist gewisse Äcker von seinem Loose urbar zu machen, und die Landstraße vor seiner Besitzung zu unterhalten. Jede Landstelle hat am Flusse eine Breite von ungefähr 38 Englischen Ruthen, und ungefähr eine Länge von 1018 Ruthen. Wenn die Gutsherren das am Lorenz-Flusse gelegene Land ausgewiesen hatten, so fingen sie hinter dieser ersten Einweisungslinie eine zweyte an. Da aber jeder Anbauer für die Feuerungs- und Nutzholzbedürfnisse stets an der hintern Gränze 40 bis 50 Acker des Urwaldes liegen läßt, so scheint Nieder-Canada weit weniger angebaut zu seyn, als es wirklich schon ist. In neuerer Zeit hat man auch überall an den Nebenflüssen gleiche Anbauerlinien angelegt, die zum Theil schon sehr weit von den schiffbaren Strömen entfernt sind. Im Ganzen ist aber der Boden weniger einträglich als in Ober-Canada, und auch in Nieder Canada hört man noch bisweilen den hämmernden Waldspecht, den heulenden Bären, den einförmigen Ton der Älster im Walde. Im ebenen Ober-Canada sind selbst Hügelreihen, mit Ausnahme der einzigen von der Spitze der Quinte-Bay, längs dem nördlichen Ufer des Sees Ontario, bis zu seinem westlichen, selten. Von dort an laufen die Hügel östlich, und umfassen den Fluß Niagara, aber diese Höhe beträgt höchstens 340, und gewöhnlich nur 85 bis 100 Fuß.

Der Ottaweis oder sogenannte große Fluß stürzt sich in den Lorenz-Fluß 30 Meilen oberhalb Montreal; er kann von der Quelle bis zu seiner Mündung durch Boote beschifft werden.

---

*) Da nun außerdem sich die Jugend schnell verheirathet, und der gesundesten Beschäftigung, der Landwirthschaft, sich die große Mehrheit widmet, so ist es kein Wunder, daß die Volksmenge sich ungeheuer schnell vermehrt. Die neuesten Englischen Blätter geben indessen sehr übertrieben die gegenwärtige Bevölkerung von Ober-Canada auf eine Million Einwohner an. Anm. des Übers.

Der Fluß Trent entſpringt in der Nähe der ſogenannten Flußſeen, und ſtürzt ſich nach einem Laufe von 100 Meilen in die Quinte-Bay.

Der große Fluß Ouſe ſtürzt ſich in den Erie-See, etwa 40 Meilen vom öſtlichen Ende des Sees; doch kann er nur auf 50 Meilen von Booten beſchifft werden; es liegen aber gerade an ſeinen Ufern die reichſten und fruchtbarſten Ländereyen, welche bisher noch von den Indianern der ſechs Nationen benutzt werden.

Der Fluß Themſe entſpringt in einem noch unbekannten Lande, und fällt nach einem Laufe von wenigſtens 200 Meilen in den See St. Clair. Am Ufer dieſes ſchönen Fluſſes liegen viele 1000 Acker unangebaueten Landes, welche durch die jährlichen Überſchwemmungen des Stromes immer höher und fruchtbarer werden. Hier wächſt der trefflichſte Indianiſche Mais; das Erdreich iſt jedoch für Weitzen, Hafer und anderes Getreide viel zu fett. Deſto beſſer gedeihen hier Kartoffeln, Öhlſämereyen und Gartenfrüchte. Außer dieſen Flüſſen durchſtrömen jeden Diſtrict von Ober-Canada eine Menge von Flüſſen und Bächen, welche der Amerikaner überall creeks nennt.

Am angebauteſten iſt bisher die Linie von der Gränze Nieder-Canada's an bis zur Spitze der Quinte-Bay, eine Linie von ungefähr 150 Meilen. Eine zweyte ſchon ſehr bevölkerte Anbauerlinie bilden die ſieben Meilen am Fluſſe Niagara vom Fort George bis Queenſtown, und eine dritte ſolche Linie trifft man in der Nähe von Sandwich und Amersburgh. Jeder andere Theil erſcheint noch in ſeiner Kindheit, aber man erblickt überall, wo der Anbau angefangen hat, fröhliche Menſchen, welche bey vieler Arbeit ſich ihrer Freyheit und der Hoffnung einer beſſern Zukunft freuen. Mit jedem Baume, den ihre Axt fällt, wächſt die Ausſicht zu einem beſſern Fortkommen. Jedermann arbeitet für ſich und ſeine Familie, braucht keinen Gutsherrn zu fürchten, der die Früchte ſeines Schweißes mit ihm theilen will, und keine Drohungen fauler Tagelöhner.

Bloß in den Diſtricten Gore, Niagara, London und des Weſten trifft man lauter Ländereyen von der ausgezeichnetſten Güte. Zwiſchen der Stadt York und der Quelle des Ontario-Sees ſind an beyden Seiten der großen weſtlichen Straße die Anſiedelungen ſehr zahlreich, und wenn gleich der Boden nicht außerordentlich fruchtbar iſt, ſo iſt er doch ziemlich wohl angebauet. Längs dem nähmlichen Wege von der Quelle des Ontario-Sees bis zum Gebiethe der ſechs Nationen an den Ufern des Fluſſes Ouſe wird das Land immer beſſer. In der Nähe von Ankaſter gibt es große und vom Walde gereinigte Landgüter, aber dieſer Boden iſt leicht und ſan-

dig, und verspricht daher wenig dauernde Fruchtbarkeit *). Vom Flusse Ouse bis nach dem See St. Clair finden Landleute, welche ohne Vorurtheil urtheilen, den Boden so gut als irgendwo in Nord-Amerika. An vielen Orten liegt auf der Oberfläche eine feine schwarze Gartenerde, sechs bis neun Zoll tief auf einem Lager von grauem Klai oder sandigem Lehme ohne alle Steine. In andern Gegenden liegt der Humus von aufgelöseten Pflanzen auf einem gelben Klaiboden, welcher bey feuchter Witterung leicht zusammen backt.

Von den Quellen des Ontario-Sees längs dem Wege nach dem Fort George und Quenstown ist das Land zwar fruchtbarer als zwischen York und Ankaster, aber nicht so gut als nach Westen hin. Herrlich sind alle Districte in der Nähe des Sees Simcoe, und in der Regel überall die neuesten Niederlassungen die fruchtbarsten; aber sie haben keine so gute Wasserverbindung mit den bevölkerteren Theilen Ober-Canada's, und deßwegen achtet man sie weniger. Wo aber auch die Erde die reichsten Ernten liefert, da kann man immer rechnen, daß sie um zwey Drittheile bey so verständiger Behandlung des Bodens, als wie in Großbrittannien üblich ist, mehr einbringen könnten. Überall nimmt man dem Lande, welches zum ersten Mahl cultiviret wird, die ersten all zu üppigen Kräfte durch Weitzen oder Mais in drey oder vier Saaten nach einander; aber man pflügt den Boden erst, wenn das Unkraut zu sehr überhand genommen hat, und hackt ihn bis dahin bloß, weil die vielen Baumstumpfen dem Pfluge ohne Nachhülfe des Spatens zu viele Hindernisse entgegen setzen. An eine Sommerbrache denkt kein Landmann in Canada. Fünfzehn bis zwanzig Ernten nimmt man auf solche Art dem Boden, bis man ihn völlig erschöpft hat, welche bey besserer Pflege, Saatenwechsel und Düngung im Ertrage nicht nachgelassen haben würden.

Man hält in Amerika das Land, welches weiße Wallnuß-Bäume

---

*) Die Fruchtbarkeit des Sandbodens ist gewiß nicht zu verachten, aber er bedarf natürlich vor oder gleich nach jedem neuen Aufbruche mit dem Pfluge Düngung, und überhaupt Wechsel der Saaten. Der Anbauer muß, da er wenig Getreide verkaufen kann, besonders auf Pferdezucht, Melkerey und Anzucht von Schafen und Rindvieh rechnen, d. h.: auf Producte, die eines weiten Transportes fähig sind. Der Hauptfehler der Canadier ist, daß sie zu viel Land bey mangelnder Taglöhnerhülfe bestellen, und daß sie bey der Wohlfeilheit der Landstellen halber Cultur, nicht solche lieber, als reine Wildnisse kaufen. Anm. des Übers.

(Hiccory) und das härteſte Holz trägt, für das allerfruchtbarſte. Für Land von zweyter Güte erklärt man die Waldgegenden, welche mit Ahorn, Buchen und Kirſchen (Prunus cerasus) bewachſen ſind. Wo die Eiche, Ulme und Äſche ſich findet, da wächſt nach Erfahrung trefflicher Weitzen, aber nicht ſo reichlich andere Producte der Landwirthſchaft. Da, wo Fichten, die Schirlingstanne und Cedern wachſen, achtet man den Boden kaum des Anbaues werth. Man kann aber ſelten eine große Landſtelle erwerben, auf welcher man nicht Bäume von allen dieſen Gewächſen zugleich findet, und nimmt daher nur darauf Rückſicht, welche Gattung von Bäumen man am meiſten dort findet. Trifft aber einen Landbauer das Schickſal, daß er zwiſchen hohen Fichten, ſich weit ausbreitenden Schirlingsſtangen, ſchlanken Cedern und hochſtämmigen Eichen ſein Blockhaus erbauen muß, ſo ſinnt er bald darauf, ſich eine neue Niederlaſſung zu verſchaffen.

In den weſtlichen Diſtricten findet man ſo weniges Holz der Harzbäume, daß, ſo ſehr dieß auch für die Güte des Bodens zeugt, der Mangel daran eine große Unbequemlichkeit der dortigen neuen Anbauer iſt.

9.

Detail-Nachrichten über manche einzelne Diſtricte.

An der Gränze zwiſchen Ober- und Nieder-Canada hat man den Vorzug eines leichteren Abſatzes ſeiner Producte, aber der Boden iſt zu feucht und das Clima zu rauh, und zu ſehr dem Nachtfroſt ausgeſetzt; daher iſt dort der Weitzen eine ungewiſſe Frucht, und der Mais wird ſelten reif, in Folge der frühen Herbſtfröſte und der ſpäten Frühlingsnachtfröſte. Daher ziehen ſo viele kluggewordene Landwirthe aus den öſtlichen Diſtricten Canada's nach den weſtlichſten. Man bauet im Oſten zwar wohl ſo viel als der Haushalt bedarf, hat aber für den Markt nichts übrig *).

Gerade in den unfruchtbarſten Theilen Ober-Canada's legte die Regierung verkehrter Weiſe ihre Militär-Colonien für entlaſſene penſionirte Krieger an. Ungeachtet die ſie umgebenden Sümpfe der Geſundheit nachtheilig ſind, und Getreide und Gurken oft erfrieren,

---

*) Da man auf dem bemerkten Boden eine große Viehzucht und kleinen Getreidebau mit vieler Cultur von Öhlſaaten treiben kann, ſo iſt ſolcher bey beſſerem Markte doch den weſtlichen Niederlaſſungen vorzuziehen. Anm. des Überſ.

so hat doch der eiserne Fleiß dieser braven Menschen durch Beharrlichkeit manche Naturhindernisse besiegt, Wälder ausgerottet und Moräste ausgetrocknet *). In diesem Militär-Districte blühet am meisten das Dorf Perth in Größe und Bevölkerung. Es hat schon drey Kirchen, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß, einen Markt und schöne Privat-Häuser. Hier sind die Magazine der Regierung für neue Militär-Colonisten, und viele der in Ruhe versetzten Officiere machen sich hier ansäßig.

Mehrere der ersten Anbauer, welche wir aus Irland mitbrachten, die sich in La Chine von uns trennten, ließen sich in der Nähe von Perth im Districte Goulburn nieder. Sie fanden zwar einen sehr reichen, aber schlecht abgewässerten Boden, sind aber dennoch mit ihrem Schicksale wohl zufrieden. Es pflegen sich in dieser Gegend die neuen Anbauer aus der Ferne gewöhnlich bey einander anzusiedeln, um ihre Freunde nahe zu haben.

Die jetzige Verbindungsstraße zwischen Ober- und Nieder-Canada geht von der Mündung des Ottawais, oder großen Flusses, 120 Meilen bis Nepean, woselbst die Land-Communication beginnt. Wegen eines gefährlichen Wasserfalles des Ottawais wird jetzt ein zwölf Meilen langer Canal auf Kosten der Regierung angelegt. Die große Militär-Straße von Nepean ist bald fertig, und wird dann bald neue Colonien von Anbauern erhalten. Da diese Straße sich weiter von der Amerikanischen Gränze entfernt, so ist sie in Kriegsfällen mit den vereinigten Staaten weit sicherer. Ist diese neue große Straße erst ganz vollendet, so wird sie die Ein- und Ausfuhr Ober-Canada's ungemein verbessern.

Der mittlere District, in welchem die Stadt Kingstown liegt, hat ein mildes Klima und einen ziemlich moraströeyen Boden. Das Land um die Quinte-Bay wäre vortrefflich, wenn nur nicht die Canadische Distel als Unkraut sich so sehr eingewurzelt hätte. Alle Bemühungen, solche auszurotten, sind bisher an den Orten vergebens gewesen, wo sie überall überhand genommen hatte. Dieser District wurde zuerst von aus den vereinigten Staaten ausgewanderten Colonisten bevölkert. Der ganze District hat eine herrliche Handels-

*) Die Ziehung sehr vieler Zuggräben bedarf ein solcher Boden, und sobald dem Wasser einiger Abzug verschafft wird, wird sich die idealische Ungesundheit, je stärker die Bevölkerung anwächst, gänzlich verlieren. Die Regierung hat übrigens die Militär-Colonie sehr weise als Vertheidigungspunct wider die Amerikaner nahe an die Gränze gelegt. Anm. des Übers.

lage, ist aber dem Ackerbau nicht sehr günstig, obgleich er 21,000 Einwohner enthält *).

Der District New-Castle hat einen trefflichen Boden und gute Bewässerung durch den Fluß Trent, und ein milderes Klima. Die jetzige Bevölkerung von 10,000 Seelen und der Anbau wachsen daher stark.

Der sogenannte inländische District um die Hauptstadt York hat einen sehr ungleichen Boden. Alles Land um den See Ontario ist leicht, und weit besser um den See Simcoe; nur ist hier der Winter kalt und der Mais geräth mißlich. Die Flüsse Holland, Credit und Humber bewässern diesen inländischen (home) District, und besonders im Flusse Credit fängt man jährlich viele tausend Lachse. Die Zahl der Einwohner ist 14,000.

Einen hügeligen, aber nicht schlechten Boden mit einem milden Klima und vielen Pfirsichbäumen hat der District Gore von 12,000 Seelen. Viele Schotten und Irländer spielen dort die wandernden Krämer.

Der Niagara-District liegt für Handel und Ackerbau günstiger als irgend ein anderer, besitzt mahlerische Natur-Scenen, einen freundlichen Himmel und eine reiche Erde. Im Norden hat dieser District den Ontario zur Gränze, im Süden den Erie-See, im Osten den Fluß Niagara; aber eine unbeschützte Gränze nach den vereinigten Staaten hin. Pfirsiche, Nectarinen, Äpfel und alle Getreide-Arten gedeihen hier gut; aber bey einem etwanigen Kriege mit den vereinigten Staaten wohnt man hier sehr unsicher. Die Zahl der Menschen ist schon 15,000.

Vielleicht hat ganz Amerika keinen üppigeren Boden und schöneres Klima, als die Districte London und des Westens, am Gestade der Seen Erie und St. Clair, von der Mündung des großen Flusses bis zum südlichsten Theile des Sees Huron; aber sie haben geringe Bequemlichkeit, ihren Überfluß abzusetzen, da die Niagara-Fälle die Wasserstraße zwischen den Seen Erie und Ontario unterbrechen. Sie bedürfen folglich der Anlage eines Canals zwischen jenen beyden Seen; alle Pflanzen wachsen dort reichlich, und ihre Früchte sind wohlschmeckend. Der Sommer ist dort äußerst heiß, aber der Winter desto milder. In beyden Districten zählt man bereits 22,000 Einwohner.

---

*) Der Verfasser hat immer das Vorurtheil, daß schwerer Boden, der viel Getreide liefert, überall der werthvollste ist; er ist es aber nur dort, wo man das Getreide theuer verkaufen kann.

Anm. d. Übers.

In dieſen beyden Diſtricten, und beſonders in dem Diſtricte London, gibt es viel Land ohne alle Bäume. In der Regel ſind dieſe Ebenen zwar ſandig und haben Waſſermangel, aber die Ufer des Fluſſes Ouſe ſind deſſen ungeachtet höchſt fruchtbar. Ein großer Theil der fetten Marſchen des Ouſe-Fluſſes gehört den Indianern der ſechs Nationen, welche die Nutzung des Landes für eine Kleinigkeit auf 999 Jahre verpachten. Es ſcheint aber, daß die Regierung dieſe Pachtungen nicht billiget *). — Die Ebenen von Long-Point ſind noch ausgedehnter und beſſer bewirthſchaftet. Zwar kann man ſich hier durch Brunnengraben Waſſer verſchaffen; aber der Mangel an Brenn- und Bauholz iſt, bis die Landes-Producte einen höheren Werth, als jetzt, erlangen, ein großes Hinderniß der Cultur in waldloſen Ebenen. In den andern Diſtricten haben dieſe Ebenen hier und da Strecken von weißen Eichen, Tannen und Pappeln, und zugleich ein parkartiges Anſehen. Nirgends trifft man mehr Reichthum an Blumen, als hier in der Sommerjahrszeit. Nach den Sagen der Indianer hat hier niemahls Holz geſtanden, doch hat man hier beym Nachgraben zerbrochenes Töpfergeſchirr wenige Zoll unter der Oberfläche gefunden, woraus folgt, daß ſie einſt bewohnt geweſen ſind; aber die Töpferarbeit iſt keine Indianiſche, ſo roh auch dieſe Arbeit ausſieht.

Die Bäume der Ebene gleichen zwar nicht den Bäumen in den Wäldern. Es iſt aber eine bekannte Sache in Ober-Canada, daß, wenn man geweſenes Waldland von neuem mit Wald überwachſen läßt, dort niemahls die nähmliche Baumart wieder aufſchlägt, welche vormahls dort wuchs, und daß vielmehr dort Bäume aufſchlagen, deren Samen man bisweilen Meilen weit nicht antrifft.

10.

Die ſogenannten Hausthiere in Canada.

In der Regel ſind die landwirthſchaftlichen Thiere in Canada von geringerer Vollkommenheit als im Brittiſchen Reiche in Europa, aber aus keiner andern Urſache, als weil ſie in der Jugend und im

---

*) Es ſollte der Regierung vielmehr willkommen ſeyn, daß die Indianer ihren herrlichen Boden an civiliſirtere Menſchen veräußern, wodurch die Auflöſung des Indianer-Staates durch Ausſterben oder Annahme gleicher Civiliſation, als die Anbauer beſitzen, befördert wird. Anm. des Überſ.

Winter ſchlechter als in Europa ernährt und verpflegt werden. Die Pferde in Nieder-Canada ſind ſelten über 14 Fauſt hoch, haben grobe Knochen, dicke Schultern, viele Haare, aber ein feſtes Horn. Sie können viel arbeiten, und nehmen mit jedem Futter vorlieb. Wenn ſie im Sommer nicht arbeiten, ſo läßt man ſie im Walde weiden, woſelbſt ſie den Stichen der Mosquitos ausgeſetzt ſind. Selten gibt man ihnen im Sommer ein Obdach, das ſie einiger Maßen gegen dieſe Fliegen ſchützt, und die Winterſtälle ſind in Canada gemeiniglich ſchlecht, und um ſo unbehaglicher, da man den Thieren ſelten eine Streu gibt. Man führt dieſe aus der Normandie ſtammenden Pferde häufig nach Weſtindien aus, weil ſie ſich bey der dortigen Hitze beſſer als andere Pferde zu halten pflegen. Die Pferde-Raſſe in Ober-Canada ſtammt von Engliſch-Amerikaniſcher Raſſe her, iſt aber nicht ſo dauerhaft in der Arbeit und in der Geſundheit als jene von Nieder-Canada.

Das Hornvieh kommt in beyden Canada's niemahls unter Obdach; aber es liefert im Sommer viel Milch. Wegen der nachläſſigen Winterbehandlung dieſer Thiere verliert man in harten Wintern gewöhnlich einen Theil ſeiner Herde, und unter andern Krankheiten dadurch, daß ihnen das Horn erfriert. Das Heilmittel iſt, daß man entweder die Hörner abhaut oder unten am Horn Löcher einbohrt, aus welchen die verdorbene Hornmaſſe ausfließt, indem man zugleich eine Maſſe Terpentin in die hohlgewordenen Stellen einſchüttet.

Die Schafe haben hier ein trauriges Anſehen. Selten wiegt ein geſchlachtetes Schaf über 50 Pfund, und das Vließ ſelten über $2\frac{1}{2}$ Pfund; aber die Wolle iſt beſſer als in England, weil Theils Lord Selkirk viele Merino-Schafe in Canada einführte, und andern Theils die Wolle und das Haar aller Thiere kälterer Klimate feiner und weicher iſt, als in wärmeren. In Canada iſt die Hitze im Sommer zu groß, als daß man ſie im Freyen weiden könnte, und des Nachts muß man ſie unter Dach halten, aus Furcht vor den Wölfen.

Die hieſigen Schweine werden gemeiniglich mit Mais gemäſtet, und, wenn ſie $1\frac{1}{2}$ Jahr alt ſind, geſchlachtet. Ihr Fleiſchgewicht iſt dann gemeiniglich 200 Pfund, und gleicht völlig dem geſalzenen Irländiſchen Schweinefleiſche.

Das dortige Rindfleiſch iſt gut, wenn auch gleich nicht von der vorzüglichſten Güte; aber das dortige Hammelfleiſch überaus ſchlecht.

In Unter-Canada koſtet gemeiniglich ein Pferd 15 Pf. Sterl. und in Ober-Canada 20 Pf. St, wenn es ganz vorzüglich iſt.

Sehr zahlreich ſind noch jetzt in Canada alle wilden Thiere. — Der Mammouth ſoll nach der Sage der Indianer noch in den abgelegenſten Theilen von Canada exiſtiren; indeſſen hat ein ſolches Thier

niemand mehr lebendig geſehen. Betrachtet man die Zähne, welche man hier und da findet, ſo war dieſes Thier ein fleiſchfreſſendes, und nach den vorhandenen Knochen zu urtheilen, welche man beſonders in der Nähe von Salzquellen entdeckt hat, wenigſtens zehn Mahl ſo groß als ein Elephant.

Im nordweſtlichen Gebiethe findet man viele Büffel. Das Thier hat 9 Fuß 6 Zoll Länge von der Spitze des Hornes bis zum Ende des Schwanzes; ſeine Höhe an den Schultern iſt 7 Fuß 4 Zoll, und der Umfang des Leibes 8 Fuß 11 Zoll. Die Haare ſind lang, und beſonders am Vorderkopfe; Nacken und Schultern kraus und lang. Der Canadier braucht die Häute beſonders zu Schlittendecken bey ſchlechtem Wetter. Die Haut pflegt hier 7 Dollars zu koſten; ein ſolcher ausgewachſener Büffel wiegt 2500 Pfund.

Iſt in dem angebaueten Theile Canada's der Büffel ſehr ſelten, ſo iſt dafür in jedem Theile des Landes der Dammhirſch, der 200 und mehr Pfund wiegt, deſto häufiger. In den heißen Sommermonathen eilen ſie nach den Flüſſen und ſtehenden Waſſern, um ſich von der Plage der Mosquito's zu befreyen. Gerade in den Sommermonathen iſt das Thier beſonders fett. Die Art, die Hirſche auf der Jagd zu erlegen, iſt folgende: Es ſetzen ſich zwey Jäger in ein Boot, von denen der Eine mit einer Büchſe und der Andere mit Rudern verſehen iſt. An der Seite des Schiffes hängt eine Diebslaterne, und das Boot ſchwimmt in der Mitte mit der Strömung. Der Mann am Steuerruder macht mit dem Ruder ſo wenig als möglich Geräuſch. Wenn dieſer 200 oder 300 Engl. Ellen vom Schiffe entfernt iſt, ſo hört er ſchon, daß das Thier im Waſſer plätſchert, und richtet das Boot nach dem Hirſche hin, deſſen Augen wie ein Feuerball glänzen, weil der Hirſch auf die Laterne aufmerkſam iſt. Fünf oder ſechs Ellen von dem Hirſche richtet er mit aller Bequemlichkeit die Büchſe auf den Hirſch, legt das todte Thier am Ufer nieder, und fährt weiter hinab, um möglichſt viele Hirſche auf ſolche Art zu erlegen. Wenn der Tag anbricht, kehrt man zurück, und nimmt das erlegte Wild in's Boot. Es erfordert aber dieſe Jagd ſehr geſunde Menſchen; denn theils wird man beym Herausbringen des Hirſches nach dem Ufer jedes Mahl ſehr naß, und muß bis zum Morgen in naſſen Kleidern bleiben, auch fällt gerade der Thau in dieſer Jahreszeit ſehr ſtark, und mancher Jäger zieht ſich dadurch eine ſtarke Erkältung zu.

Das Elendthier (Cervus Alces) war einſt in Canada höchſt zahlreich, wie die häufig in den Wildniſſen gefundenen Geweihe bezeugen; man erblickt ſolches jetzt nur ſehr ſparſam. Das Thier bewegt ſich nur langſam in den Wäldern; da ihm ſein Geweihe im

Wege ist. Deßwegen wird es von den neuen Anbauern schnell ausgerottet.

Das Rennthier findet sich in Nieder-Canada an der Gränze der Amerikanischen Provinz Maine. Dieses Thier lebt im Sommer von wildem Grase und saftreichen Blättern, und im Winter von Nüssen und Beeren, welche es mit seinem Geweihe unter dem Schnee auskratzt.

Der Amerikanische Bär (ursus niger) fällt Menschen nur dann an, wenn er von Hunden gehetzet wird, verwundet ist, oder seine Jungen vertheidiget. Da er aber die Schweine der Colonisten während seines Sommeraufenthaltes an der Gränze der Wälder aufsucht, wenn diese sich, um Nüsse zu suchen, im Walde zerstreuen, so fügt er oft den Colonisten großen Schaden zu. Es pflegen die Schweine einen runden Zirkel wider die Bären zu bilden, und in dieser Stellung mißlingt gemeiniglich den Bären ihre Jagd, wenn sie auf alte Schweine mit großen Hauern treffen. Unter den Ferkeln richten sie aber gemeiniglich große Verheerung an. Es gibt in Canada Waldjäger, die bloß von der Jagd der Thiere ohne alle Landstellen leben. Diese verfolgen die Bären, da jede Haut mit 5 bis 7 Dollars bezahlt wird, und das Fleisch besser seyn soll, als Schweinefleisch, und auch die Amerikanischen Quacksalber das Bärenfett in allen rheumatischen Krankheiten zum Einschmieren der Haut empfehlen. Ein ausgewachsener Bär wiegt gemeiniglich 400 Pfund, und ist mit Haut und Fett wenigstens 20 Dollars werth. — Gegen den Winter beziehen diese Thiere ihr Winterlager in großen hohlen Bäumen, und bringen dort im Schlafe ohne alle Nahrung ihre Zeit bis zum Frühjahre zu. Wenn im Anfange des Winters der Schnee früher fällt, ehe starker Frost eintritt, so pflegen die Jäger an der Fährte den Bären nachzuspüren; doch ist diese Winterjagd gefährlich und unangenehm; denn die Bären pflegen gemeiniglich ihr Winter-Quartier 40 bis 50 Meilen vom Rande der Wälder aufzusuchen. Fällt nun während dieser Jagd Thauwetter ein, so weiß der Jäger den Rückweg aus den Wäldern nicht wieder zu finden, wenn ihm zufällig die Sonne als Compaß fehlt.

11.

Beyspiel einer unglücklichen Bärenjagd.

Im Winter 1822 entdeckte Howay, einer der Colonisten meines Vaters, am Morgen des 11. Decembers die Spur von drey Bä-

ren, und fand endlich den Baum ihres Aufenthaltes. Da er ſeinen Hund, ſeine Büchſe und ſeine Axe mitgenommen hatte, ſo fing er an, den Baum, der wenigſtens 16 Fuß im Umkreiſe hatte, zu fällen. Während der Arbeit ſah er bisweilen den Stamm hinauf, um Acht zu geben, ob dieſer Lärm die Bären aus dem Schlafe bringe; bald aber vernachläſſigte er dieſe Vorſicht, bis mitten bey der Arbeit ein großes Stück Rinde ihm auf den Kopf fiel. Dadurch aufmerkſam gemacht, blickte er in die Höhe, und ſah, daß einer der Bären nach der Art des Thieres mit dem Schwanze zuerſt den Baum herab kletterte. Der Bär ſchien wüthend zu ſeyn, und Howay fürchtete, mit ihm in ungleichen Kampfe zu gerathen. Sein Beſchluß war, die volle Ladung dem Bären in den Leib zu jagen, weil er aber fürchtete, daß er den Bären bloß verwunden und nicht gleich tödten möchte, ſo änderte er ſeinen Plan, als auch ſein Hund den Bären gewahr wurde, und ſo heftig bellte, daß der beſorgte Bär ſo ſchnell als möglich in die Höhlung des Baumes zurück kehrte. Von dieſer Höhlung herab beobachtete er nun genau den Hund und ſeinen Herrn. Zwar bedauerte Howay jetzt, daß er keine Nachbarn zur Jagd mitgenommen hatte; da er aber fürchtete, daß die Bären ihm entfliehen möchten, wenn er jetzt Hülfe hohlen wollte, ſo faßte er Muth, mit ſeiner Büchſe dem lauernden Bären in den Nacken eine Kugel zu jagen, welche ſo richtig getroffen hatte, daß der Bär todt auf die Erde fiel. Dann überlegte Howay, daß er zwar bisher ſehr glücklich geweſen ſey, daß ihm aber dennoch ein glücklicher Ausgang mißlingen könne, wenn er die Bärenjagd ohne fremde Hülfe fortſetze. Er eilte deßwegen nach Hauſe, und brachte zwey andere Jäger, drey Hunde und noch eine Axt mit. Auf dieſe Art gelang es ihnen bald, den Baum zu fällen; allein beym Fallen ſtürzte er auf einen andern Baum, und brach in der Mitte gerade an der Stelle ab, wo die Bären lagen. Die erſchrockenen Thiere liefen nun gerade auf einen der Jäger zu, welcher die Mündung der Büchſe dicht an die Schulter eines der beyden Bären ſetzte, und ihm zwey Kugeln in den Leib ſchoß Der andere Bär entkam ohne Wunden. Die Hunde verfolgten den erſteren, welcher ſie, tüchtig zerfleiſcht, zur Rückkehr zwang.

Indeſſen war es Abend geworden, und die Jäger fanden es bedenklich, die Jagd eher als am folgenden Morgen fortzuſetzen; aber Howay, in Begleitung des Jägers Rowlan, eines gebornen Amerikaners, der in den Wäldern gut Beſcheid wußte, verfolgten am folgenden Morgen den entlaufenen Bären; Jeder mit einer Büchſe, einer Art und ſechs Schüſſen Pulver und Schrot, und mit Brot und Fleiſch zur Mahlzeit. Um 2 Uhr Nachmittags ſahen andere Jäger, daß ſie ſieben Meilen von dem gefällten Baume über den Fluß Themſe ſetz-

ten. Als ſie aber mehrere Tage ausblieben, ſo achtete man ſie ſchon fur verloren, da ſie für die große Kälte nur dünn gekleidet waren, und nicht einmahl eine Zunderbüchſe mitgenommen hatten. Um ſie vielleicht noch zu retten, beſchloß ich, mit einigen Coloniſten uns auf einige Tage mit Lebensmitteln zu verſehen, und ſie auf's Gerathewohl wieder aufzuſuchen. Am folgenden Morgen brachen wir mit Taſchen-Compaſſen, Ammunition, Zunderbüchſen und den beſten Hunden in der Gegend zur Aufſuchung der Verlorenen auf. Unglücklicher Weiſe hatte das Thauwetter allen Schnee, außer in den Vertiefungen, geſchmolzen. Nach zweytägiger, vergeblichen Reiſe kehrten wir zurück, und hatten nicht die mindeſte Spur von den Unglücklichen entdecken können.

Am Weihnachtstage war ich gerade im Begriffe, einigen Bekannten von Howay den Befehl zu ertheilen, ſeinen Nachlaß zu inventariſiren, als ich erfuhr, daß er und ſein Gefährte zwar lebend, aber in der höchſten Erſchöpfung ihrer Kräfte vor einigen Stunden wieder angekommen wären. Ich beſuchte ſie deßhalb ſogleich, und fand ſie ganz kraftlos und höchſt abgemagert wieder. Sie gaben über ihre Rettung folgende Auskunft:

Sie hatten die Fährte des Bären in nordweſtlicher Richtung 20 Meilen verfolgt, als die Nacht einbrach. Mit größter Mühe machten ſie Feuer, indem ſie ein Stück trockenen Linnens über die Mündung eines Gewehres banden und ſolches abfeuerten; brachten übrigens die kalte Nacht ohne Speiſe und Schlaf zu. Am folgenden Morgen aßen ſie ein wenig Brot und die andern Reſte ihrer Mahlzeit vom vorigen Tage, welche ſie mit ihrem Hunde theilten. Gegen Abend hatten ſie abermahls wenigſtens 20 Meilen auf dem Schlangenpfade der Fährte zurück gelegt, wußten aber die Himmelsgegend durchaus nicht mehr auszukundſchaften. Sie beſchloſſen deßhalb, den Bären nicht weiter zu verfolgen, weil der Schnee immer mehr verſchwand und der Regen beſtändig zunahm. Zum Unglücke erinnerten ſie ſich, daß ſie früh Morgens das Kreuz in der Fährte eines andern Bären wahrgenommen hatten, und täuſchten ſich mit der Hoffnung, daß deſſen Spur ſie ihrer Niederlaſſung näher bringen werde, oder daß ſie Gelegenheit fänden, dieſen Bären zu erlegen, und ſich von ſeinem Fleiſche zu ernähern, ſo wie mit ſeinem Felle zu bedecken. Der Plan wurde ausgeführt, bis der Schnee gänzlich verſchwand, und die Luft ſo wolkig wurde, daß ſie die Jagd gänzlich aufgeben, und nur auf Errettung aus der Wildniß denken konnten. Weil ſie ſich gerade damahls an dem Ufer eines kleinen Baches befanden, ſo beſchloſſen ſie, in der Hoffnung, daß er in die Themſe fallen werde, ſeinem Ufer nachzugehen. Die zweyte Nacht überfiel ſie am Ufer die-

ſes Baches. Der heftige Regen ließ ſie nicht einmahl ſchlafen, weil ſie ſich bloß mit einiger Baumrinde hatten bedecken können. Der Sturm wüthete ſo, daß die Gipfel der Bäume ſich faſt zur Erde beugten und nahe bey ihrem Lager mehrere Stämme niederſtürzten, und die Wölfe heulten um ſie herum.

Am dritten Tage gingen ſie neben einem Moraſte, der ſich immer weiter ausdehnte. Am Nachmittage legte ſich der Sturm, aber nicht der kalte Regen. Kurz vor Sonnenuntergang thaten ſie einen vergeblichen Schuß auf ein Repphuhn, und hatten jetzt nur noch drey Schuß Pulver und Schrot. Aber auch die nächſte Nacht war für ſie ſchlaflos, und der Morgen brachte ihnen wieder keinen Sonnenſchein.

Am vierten Tage fanden ſie ſich höchſt hungrig und ſchwach bey ſo heftigem Durſte, daß ſie alle 5 bis 6 Minuten trinken mußten. Es ergriff ſie nun die Furcht, den Hungertod ſterben zu müſſen. Doch gelang es ihnen, ehe der Abend einbrach, ein Repphuhn zu ſchießen. Die eine Hälfte verzehrten ſie auf der Stelle, und ſparten die andere Hälfte bis zum nächſten Morgen auf. Ihr Hunger wurde dadurch aber ſo wenig als durch den Genuß einer Kirſche geſtillt. An Pulver blieb ihnen nur noch eine Ladung übrig. Sie beſchloſſen, dieſen letzten Schuß aufzubewahren, da ſie ſich nicht getrauten, noch eine Nacht ohne Feuer die Kälte aushalten zu können.

Die fünfte Nacht war äußerſt kalt, und Rowlan wurde Morgens gewahr, daß ſeine Füße ſehr erfroren waren. Dieſes machte ihre Lage nun noch weit trauriger. Zum ärgſten Hunger kam ein hoher Grad des Durſtes und ein heftiges Fieber hinzu. Bis zu dieſem neuen Leiden hatten ſie täglich wenigſtens 50 Meilen zurück gelegt; jetzt konnten ſie nur höchſtens, und mit vieler Mühe, den halben Weg an einem Tage machen.

Nachmittags am ſechsten Tage erſchien die Sonne auf einige Augenblicke, als ſie ſahen, daß ſie ſich nicht am Ufer der Themſe befanden, woraus ſie folgerten, daß das Ufer des Fluſſes ſie zu der wüſten Küſte der See Huron oder St. Clair führen dürfte. Doch ſetzten ſie ihre Wanderungen längs dem Fluſſe fort, weil ſie ſich mit der Möglichkeit tröſteten, auf dieſem Wege endlich eine Indianiſche Niederlaſſung zu treffen. Gleich nach Sonnenuntergang entdeckten ſie am jenſeitigen Ufer ein Boot und etwas weiter hinunter ein Canot. Beyde Erſcheinungen gaben ihnen Hoffnung, daß jetzt eine Niederlaſſung nicht mehr fern ſeyn könne. Als ſie aber nach dem Wege einiger Meilen keine andern Spuren menſchlichen Aufenthaltes antrafen, ſo ergriff ſie die Furcht, daß beyde Fahrzeuge vielleicht durch das Thauwetter hinabgetrieben und an der bemerkten Stelle geſtrandet wären. Schon waren ſie im Begriffe, zum nächtlichen Feuer

einige Stämme niederzuhauen, als ſie wenige Ruthen von dieſem Platze einen Heuſchober gewahr wurden. In dieſem Schober brachten ſie die Nacht zu, und fanden ihr Lager beneidenswerth, indem ſie der Schlaf hier zum erſten Mahl einige Stunden erquickt hatte; aber ihr Hund war unfähig, den Marſch fortzuſetzen. Jedoch konnten ſie ſich nicht entſchließen, den treuen Gefährten zu tödten und von ſeinem Fleiſche ihr Leben zu friſten; ſie ließen daher den Hund ſterbend zurück. Allein nach einer Stunde weitern Weges trafen ſie auf einen tiefen Moraſt, der ihre bisherigen Hoffnungen wieder zu Schanden machte, und ſie bewog, einen Weg in anderer Richtung einzuſchlagen.

Am achten Tage legten ſie einen langen Weg zurück, und am neunten um 4 Uhr Nachmittags trafen ſie die Spur von zwey Menſchen und einem Hunde. Ihre Schritte wurden dadurch ſchneller; aber am Abend ſahen ſie mit Schrecken, daß ſie ſich an derſelben Stelle befanden, wo ſie fünf Nächte vorher geſchlafen hatten. Den Unglücklichen entfiel nun aller Muth, und ſie gaben alle Hoffnung auf, ihr elendes Leben noch länger fortzuſchleppen; ſie ſetzten ſich nieder, ohne Feuer anzumachen, weinten, und wurden beſonders von der Furcht befangen, wenn ſie geſtorben wären, von wilden Thieren gefreſſen zu werden, und dann, daß Einer von ihnen Beyden den Andern eine Zeitlang überleben möchte. Howay tröſtete ſich indeſſen mit dem Gedanken der Unſterblichkeit der Seele, aber der vier und ſechszigjährige Nowlan hatte nicht gleiche chriſtliche Ideen von der Unſterblichkeit ſeiner Seele, und war daher um ſo viel unglücklicher.

Nachdem ſie eine Stunde lang den finſtern Vorſtellungen nachgehängt, und ſich gegenſeitig erklärt hatten, daß ſie ruhig den Fall eines Baumes erwarten wollten, der ihren Leiden ein Ende machte, ſo ergriff ſie abermahls der Gedanke, daß ſie die letzten Mittel zu ihrer Rettung nicht verabſäumen wollten. Sie beſchloſſen daher, noch ein Mahl Feuer anzumachen, verwendeten dazu ihr letztes Pulver, und waren ſchon ſo ſchwach, daß ſie kaum das nöthige Holz zur Unterhaltung des Feuers zu hauen vermochten. Ehe ſie einſchliefen, überlegten ſie, auf welche Art wahrſcheinlich ihr Ende beſtimmt werden würde, daß nähmlich vermuthlich ihre Glieder zuerſt erfrieren, und nachher das Herzblut erſterben werde.

Am Morgen des zehnten Tages ſetzten ſie apathiſch ihre Wanderung fort, und nahmen den nähmlichen Weg, den ſie ſechs Tage vorher genommen hatten. Am Abend kamen ſie zu dem Heuſchober, wo ſie ihren noch lebenden Hund antrafen, der jedoch nicht mehr auf ſeinen Füßen ſtehen konnte. Er lag dort ſchon als ein Gerippe.

Die Jäger beſchloſſen nun, um einige Nahrung zu genießen, die Rinde eines Ulmbaumes abzuſtreifen, und verzehrten die weichere innere Rinde. Kaum hatten ſie aber davon genoſſen, als ſie faſt wahnſinnig wurden, ſich dann im Heuhaufen niederlegten und in tiefer Verzweiflung den folgenden Morgen erwarteten.

Mit Tagesanbruch am eilften Morgen befanden ſie ſich etwas beſſer. Sie ſtanden aber nicht auf, ſondern legten ſich tiefer in's Heu, um die Stunde ihrer Auflöſung ruhig zu erwarten. Gleich nach dieſem Beſchluſſe hörten ſie das frohe Geläute einer Kuhglocke vom jenſeitigen Ufer her. Sogleich ſtanden ſie auf, und nahmen am jenſeitigen Ufer ein neuerbautes Balkenhaus wahr, ohne einen Bewohner desſelben zu entdecken. Erſt befiel ſie ein Unglaube, ob das auch wirklich ein Gebäude ſey, da ſie dort keinen Menſchen bemerkt hatten; aber das früher geſehene Boot und das Canot beſtärkten ſie wieder in ihren Hoffnungen, und beflügelten ihren Beſchluß, zu verſuchen, wo ſie durch den Fluß waten könnten. Schwachen Schrittes gingen ſie dann längs dem Fluſſe vorwärts, bis ſie eine Furth entdeckten, und am jenſeitigen Ufer einem weißen Mann und zwey Indianern begegneten, welche ſie nach dem Hauſe eines gewiſſen, ihnen bekannten Townſend brachten. Hier widerfuhr ihnen jede mögliche Erleichterung in ihrem traurigen Zuſtande; ſie dankten Gott für ihre durch einen ſehr zufälligen Umſtand von der Vorſehung herbey geführte Errettung.

Wenige Monathe vor dieſer Begebenheit hatte Townſend eine Salzquelle am Ufer des Fluſſes Sauble entdeckt, und gerade jetzt war er im Begriffe, in einer Entfernung von wenigſtens 20 Meilen von jeder menſchlichen Wohnung ſeine Salzbereitung anzufangen. Dieſes Gebäude hatten die Jäger erblickt, nachdem ſie das Geläute der Kuhglocke vernommen. Wäre das Haus unbewohnt geweſen, ſo würden ſie hier nahe am Huron-See, 100 Meilen von jeder menſchlichen Niederlaſſung, ihren Tod gefunden haben. Hätten ſie dagegen den Weg längs dem Moraſte fortgeſetzt, ſo würden ſie 30 Meilen nachher den See erreicht haben. Von Townſend's Niederlaſſung hatten ſie noch 50 Meilen nach ihrem Hauſe durch Wildniſſe zu reiſen, aber nicht ohne Hülfe eines Merkzeichens durch Einhauung der Rinde an den großen Baumſtämmen. Die Füße des unglücklichen Rowlan waren ſehr erfroren; da er aber bey Townſend nicht die nöthige Hülfe finden konnte, um ſeine Heilung zu bewirken, ſo eilte er und ſein Gefährte am folgenden Morgen früh nach ihrer Niederlaſſung zurück, mit demjenigen verſehen, was zu ihrer Nahrung unter Weges nöthig war, und am Abende des dreyzehnten Tages nach ihrer Abreiſe aus der Niederlaſſung Talbot erreichten ſie ihren Herd wieder.

12.

Vierfüßige wilde Thiere.

Canada hat noch jetzt viele Wölfe. Weil ihr Fell und ihr Fleiſch ganz werthlos iſt, ſo iſt man zu nachläſſig, dieſe Thiere in der Nähe der Niederlaſſungen auszurotten, ſo vielen Schaden ſie auch den Herden zufügen. Weil die Freyſtaaten für den Kopf jedes erlegten Wolfes 20 bis 30 Dollars vergüten, ſo ergibt ſich die Vertilgung der dortigen Wölfe ſehr leicht. In einigen Diſtricten Canada's bezahlt man für jeden Wolfskopf, den ein Weißer erlegt, 4 Dollars. Dieſes nutzt aber wenig, weil man die Prämie nicht den Indianern gibt, die natürlich jetzt an die ihnen werthloſen Wölfe, nach ihrer Denkungsart, keinen Schuß Pulver verwenden. Ein ausgewachſener Wolf gleicht einem Engliſchen Bullenbeißer; nur hat er eine ſtärkere Bruſt, und heult gerade ſo, wie ein Weſtindiſcher Bluthund.

Der Wolverine oder Carcajew, welchen man bisweilen den Biberfreſſer nennt, hat viele Ähnlichkeit in der Geſtalt mit einem Dachs, iſt ungefähr 2 Fuß 4 Zoll lang, hat einen dicken Leib, kurze dicke Lenden, große Pfoten, einen 8 Zoll langen ſehr haarigen Schwanz, einen grauen Kopf, ſchwarzen Rücken und rothbraunen Unterleib. Dieſes Raubthier lebt in Höhlen von kleinen Thieren, die es überwältigen kann.

Die Füchſe ſind hier ſehr zahlreich, und dem Hühnerhofe eben ſo gefährlich, als die Wölfe den Schafherden. Es gibt hier manche Abarten dieſes Thieres, welches man übrigens ſelten am Tage gewahr wird. Das Fell des grauen oder rothen Fuchſes gilt gemeiniglich 6 Sh. und das des ſchwarzen Fuchſes 20 Sh.

Der ſogenannte Catamount wird jetzt ſelten in Canada mehr wahrgenommen. Das Thier iſt etwas länger als ein Wolf, hat einen faſt 3 Fuß langen Schwanz, kurze Beine und einen dicken Leib. Man ſagt, daß er den Thieren, welche er packen kann, aus der Halsader das Blut ausſauge.

Die dortige wilde Katze, von ſchmutzig-grauer Farbe mit dunklen Flecken und Streifen, hat einen großen Kopf, ſtarke Füße, große Pfoten und drey Fuß Länge; doch greift dieſes ſonſt furchtbare Thier nur die Jäger an, welche ſolches verwundet und nicht getödtet haben.

Der Luchs oder Wolfhirſch iſt im angebauten Canada ſehr ſelten, jedoch deſto häufiger in den Wildniſſen, welche noch nicht angebaut ſind. Das Thier iſt größer als eine gemeine Katze, hat ein

langes weiches Haar, und unter dieſem einen dicken Pelz. Die Farbe iſt ſcheckiggrau.

Der Kincajew, welcher oft irrig auch Carcajew genannt wird, hat eine faſt ähnliche Geſtalt mit dem Luchſe, iſt aber hübſcher und gewandter, und hat einen Schwanz von faſt 3 Fuß Länge.

Das Wieſel gleicht im Sommer dem Engliſchen Wieſel. Im Winter iſt ſein Pelzwerk weiß, ſehr hübſch und dick.

Sehr ähnlich iſt dieſem Thiere das Hermelin (Mustela candida). Im Sommer hat dieſes Thier am Ende ſeines Schwanzes einen ſchwarzen Fleck, und die Spitzen der Ohren ſind hellgrau; aber im Winter iſt der Pelz ganz weiß.

In jeder Jahreszeit iſt hier der Marder ſchmutzig-weiß, überall zahlreich, und er nährt ſich vom Raube, beſonders der Eichhörner.

Die Otter in Canada hat einen dickern und feinern Pelz als in England.

Der dortige Iltis iſt 2 Fuß lang und verhältnißmäßig dick. Der lange Schwanz iſt haarig, und der Pelz ſchwarz mit wenigen weißen Flecken. Das Thier ſieht ſchlecht am Tage, und wird daher nur des Abends, wenn es ſein Futter ſucht, wahrgenommen. Man ißt in Canada das Fleiſch, und benutzt das Fett, um Wunden zu heilen. Der hieſige Iltis ſpritzt in der Entfernung von 15 bis 20 Engliſchen Ellen ſein ſtinkendes Waſſer auf denjenigen, der ihn angreift; auch ſetzt er dieſe Entladung ſo lange fort, als er davon noch Vorrath beſitzt.

Das hieſige Beutelthier (Didelphis marsupialis) iſt ungefähr 20 Zoll lang, und der Schwanz ſtatt der Haare mit Schuppen beſetzt. Auch ſeine Füße und Ohren ſind nackt, und er braucht ſeine Vorderpfoten gerade wie der Affe. Das Haar iſt lang und ſchwarz, und deſſen Farbe ein verſchieden ſchattirtes Grau. Das Weibchen nimmt in einem Beutel unten am Leibe ſeine Jungen auf, wenn dieſe in Gefahr ſind, und kann dieſen Theil ſeines Körpers nach Gefallen öffnen und ſchließen.

Das ſogenannte Grundſchwein iſt ein grasfreſſendes Thier, was Niemand Schaden thut, hat Ähnlichkeit mit einem Ferkel, Füße wie ein Bär und einen Kopf wie ein Schooßhund. Das Thier iſt zwar nur 18 Zoll lang, aber ſehr dick, lebt in Höhlen wie ein Kaninchen, und bleibt in ſeiner Grube den größten Theil des Winters. Das Fleiſch ſchmeckt nach ſeinem Alter bald wie Lamm-, bald wie Hammelfleiſch. Kein anderes Leder iſt ſo ſehr zum Peitſchengeflechte geeignet, als dieſes.

Der hieſige Haſe iſt klein und ſo wenig wohlſchmeckend, daß man ihn ſelten ſchießt, iſt aber im Winter vollkommen weiß.

Die Kaninchen ſind hier nicht einheimiſch, gedeihen hier aber, wenn man ſie einführt.

Der Racoon (Ursus lotor) gleicht dem Fuchſe an Geſtalt, hat einen grauen Kopf, Fuß und Leib, und einen langen haarigen Schwanz mit wechſelnden grauen und ſchwarzen Ringen, lebt übrigens von Nüſſen und von Mais, und hat in ſeiner Lebensweiſe viele Ähnlichkeit mit dem Eichhorne. Man ſchätzt hier das Fleiſch dieſes Thieres, und macht von ſeinen Haaren Hüte. Im Winter lebt es in hohlen Bäumen von den geſammelten Vorräthen, bis der Schnee verſchwunden iſt. Man kann das Thier zahm machen, und es zeigt dann die Luſtigkeit und die Bosheit eines Affen.

Das graue Kaninchen (sciurnus cinereus) findet ſich überall, aber nur ſparſam in Canada. Das Thier iſt faſt ſo groß als eine Katze, aber, wie alle Eichhörner, ſammelt es ſich in der Nähe der Getreidefelder Nahrungsvorrath für den Winter in einem hohlen Baume. Von ſechs Eichhörnern findet man immer fünf caſtrirte, welche Operation die ſchwarzen Eichhörner, ihre beſtändigen Feinde, verrichten.

Das ſchwarze Eichhorn iſt ein ſehr ſchönes Thier. Es iſt ungefähr 12 Zoll lang, und der vorzüglich ſchöne Schwanz hat faſt die nähmliche Länge. Die Schmecker in Canada ſchätzen ſehr das Fleiſch, und auch der Pelz hat einigen Werth; aber alle Eichhörner thun den Anſiedlern mehr Schaden, als ſelbſt die Wölfe, durch ihren Getreidefraß. In der Nähe der Wälder hat man die größte Mühe, das geſäete Getreide zur Höhe von 6 Zoll zu bringen, und ſelbſt bis zur Ernte dauert die Verheerung fort.

Das rothe Eichhorn iſt kleiner als das ſchwarze, aber faſt noch hübſcher. Alle Eichhörner ſind Wanderthiere; wenn ſie an ein Waſſer kommen, über welches ſie ſetzen wollen, ſo bauen dieſe Thiere ein für ihre Zahl hinlängliches Floß, ſchiffen ſich ein, und drehen ihre großen Schwänze nach der Seite, wo der Wind herkommt, auf welche Art ſie leicht über das Waſſer kommen.

Kleiner iſt das geſtreifte Eichhorn, welches im Winter in Höhlen unter der Erde zu leben pflegt. Im Sommer ſchwingt es ſich mit größter Leichtigkeit von einem Baume auf den andern, und lebt von Nüſſen, Früchten, Mais und anderm Getreide.

Das kleinſte unter den Eichhörnern iſt das ſogenannte fliegende. Durch eine Doppelhaut ſind die Vorder- und Hinterfüße mit einander und mit dem Leibe verbunden. In Folge dieſer breiten Haut ſpringt das Thier mit großer Leichtigkeit von einem Baume zum andern, und mit ſeinem breiten Schwanze leitet es wie ein Steuerruder ſeinen Lauf.

Unter allen Thieren scheint der Biber das verständigste zu seyn. Es ist der beste Baumeister und hat seinen Gesellschaftszustand auf's Vollkommenste geordnet, indem jeder Biber in seinem kleinen Staat die gemeinschaftliche Glückseligkeit und nicht seine persönliche Bequemlichkeit befördert. Der ausgewachsene Biber wiegt selten über 50 Pfund, und von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes ist er 2 Fuß 9 Zoll lang; der Leib hat kaum 27 Zoll im Umkreise. Der Biber versteht durch seinen Bau das schnellfließendste Wasser aufzuhalten, und solchem nach Belieben ein neues Bette zu geben. Die Biber können die größten Bäume fällen, und sind zugleich Arbeiter, Maurer, Wagenbauer und Baumeister. Ihr Schwanz ist flach und oval, und wie bey den Fischen mit Schuppen bedeckt. Mit Hülfe des Schwanzes, als eines Steuerruders, wissen sich die Biber in schnellen Flüssen dennoch zu helfen. Die Zehen der Hinterfüße verbinder eine pergamentartige Haut, welche den Zehen der Vorderfüße fehlt. Der Vordertheil der Biber gleicht dem Baue der Thiere, welche auf dem Lande leben, und der Hintertheil den Wasserthieren. Die Biber haben vier Zehen, welche sie nach Bequemlichkeit als Axt, Säge und als eine Deichsel oder Krummeisen gebrauchen können.

Wenn etwa die Menschen im frühen Theile des Sommers den Bibern ihre Wohnung zerstört haben, so machen sie einen neuen Bau, und wo möglich an einem sicherern Orte. Bey einem neuen Bau sehen sie jedes Mahl auf nahes Zimmerholz und Holz mit weichen Rinden, sowohl um sich davon zu ernähren, als um Dämme zu bauen. Gemeiniglich wählen sie zum Fällen Stämme von 6 Fuß Umkreis, und nagen sie in der Höhe von 18 Zoll von der Erde ab, jedoch so, daß der Baum nach dem Wasser zu fällt. Zu gleicher Zeit fällen andere Biber kleinere Bäume, und eine dritte Division macht Mörtel, und bringt solchen nach der Stelle des Wasserdammes. Wenn der Mörtel oder Klai hinreichende Festigkeit erlangt hat, so legt sich einer der stärksten Biber auf den Rücken, und seine Gehülfen laden auf den Leib dieses Bibers eine große Masse Mörtel; alsdann fassen zwey Biber den Beladenen bey den Ohren, und schleppen ihn mit seiner Last bis an's Wasser; ja sie ziehen ihn in solches bis nahe an die Dammstelle, wo sie den Mörtel gebrauchen. Oft sind ihre Dämme 150 bis 200 Fuß lang. Wenn dieß der Fall ist, so fällen sie einen Baum an jeder Seite des Flusses, dergestalt, daß beyde Spitzen in der Mitte des Wasserstromes liegen. Dann nagen sie die Zweige ab, damit die Bäume dicht am Grunde liegen, nachher schneiden sie das kleinere Bauholz in Stücken von ungefähr 6 Fuß Länge und 4 Zoll Dicke, spitzen aber diese Pfähle an einem Ende,

worauf ſie ſolche im Bette des Fluſſes nahe bey einander feſtſchlagen, und eben ſo, wie die Menſchen durch Rippen, mit einander verbinden. So ſteht gewiſſer Maßen das Skelett ihres Dammes!

Die nächſte Arbeit iſt nun, den Damm mit Klai dicht zu machen, und nachher den ganzen Bau in gleiche rechtwinkelige Gemächer zu vertheilen. Die Zwiſchenwände dieſer Gemächer reichen bis an die Fläche des Waſſers. Das Mauerwerk beſteht ganz aus Klai, und hat 2 Fuß Dicke. Über dieſe bauen ſie Bogen mit zirkelrunden Zimmern, welche aber nur von der Waſſerſeite her einen Eingang haben. Auch dieſe Zimmer haben Bogen, und ſind ſo zierlich und feſt gepflaſtert, daß ſie durch den ſtärkſten und längſten Regen nicht zerſtört werden können. Der Schwanz dieſer Thiere dient ihnen ſowohl zum Spaten als zur Maurerkelle, ſowohl bey der Miſchung des Mörtels als beym Anwurfe ihrer Wände. Ihre Arbeit iſt ſo zierlich als die eines Stuckatur-Arbeiters. Die unteren Zimmer dienen den Bibern nur als Zufluchtsort, wenn ſie geſtört werden, und zum Baden. Das zweyte Stockwerk enthält theils Wohnzimmer, theils Brutzimmer und theils Vorrathsgemächer. Die beyden erſten Gattungen ſind mit Blättern und Kräutern verſchiedener Art geſchmackvoll gefüttert. Die Magazine ſind Gemeingut der Geſellſchaft; aber jede Familie hat ihre eigenthümlichen Gemächer, zu welchen Fremde nur als Beſucher Zugang haben. Die Vorrathskammern ſind reichlich mit jungen Stämmen weicher Rinden verſehen, welche ſie als Nahrung genießen. Die Zahl eines ſolchen Biberſtaates enthält ſelten über 200 Biber, und nicht weniger als 30. Jede Familie beſteht aus 4 bis 6 Mitgliedern, zwiſchen denen und unter den Familien gegen einander ſtets vollkommene Ruhe herrſcht. Sie arbeiten niemahls für den Glanz und die Bequemlichkeit eines Einzigen, ſondern ſtets für das gemeinſchaftliche Intereſſe ihrer Staatsgeſellſchaft.

Die Jäger verfolgen die Biber ſowohl wegen des Werthes ihres Pelzwerkes, als auch wegen des Bibergeils, deſſen Werth auch die Indianer zu ſchätzen wiſſen.

Im Winter, wenn die Flüſſe und Seen gefroren ſind, pflegen dieſe Thiere in großer Menge erſchlagen zu werden. In beträchtlicher Entfernung von dem Biberdamme hauen unterwärts im Sturme die Jäger Löcher in's Eis. Dann brechen ſie in die oberen Gemächer ein, und treiben dadurch die Biber unter das Eis. Da ſie aber nicht lange des Athemhohlens außer dem Waſſer entbehren können, ſo flüchten ſie nach den Stellen, wo das Eis aufgehauen worden iſt. So wie ſie aber ihren Kopf über dem Waſſer zeigen, werden ſie von den Jägern, welche darauf lauern, mit Speeren erſtochen. Auf ſolche Art finden bisweilen hundert in einer Stunde ihren Tod, und

es ist nicht unwahrscheinlich, daß vor dem Ablaufe des nächsten Jahrhundertes Amerika nur wenige Biber behalten wird. Wenn sich ein Mensch im Sommer ihren Dämmen nähert, so geben sich die Biber einander ein Warnungszeichen, indem sie mit solcher Heftigkeit ihren Schwanz in's Wasser schlagen, daß man dieses Geräusch in der Entfernung mehrerer Meilen hören kann.

Man hat behauptet, daß es möglich sey, sie zahm zu machen, und auf solche Art vielleicht für die Colonisten sehr nützlich arbeiten zu lassen. Der jetzige Preis eines Biberfelles ist in Canada 12½ Sh., folglich immer 1½ Dollars weniger werth als das Fell eines ausgewachsenen Otters.

Die Muskus-Ratte bauet eine ähnliche Art von Wohnung in stillen und flachen Wassern und lebt von Pflanzen. Die Köpfe und Schwänze gleichen der gemeinen Ratte, aber das Haar des Pelzes ist länger und schwärzer von Farbe. Sie haben den Nahmen Muskus-Ratten von ihren Eicheln, welche eine Substanz starken Geruches enthält, und sind wenigstens vier Mahl so groß als die gemeine Ratte, welche man in Ober-Canada gar nicht kennt.

Canada hat verschiedene Gattungen von Mäusen, von denen die schwarze fast so groß ist als die gemeine Ratte. Die sogenannte Schrotmaus ist das kleinste vierfüßige Thier, und lebt von Insecten.

Das hiesige Stachelschwein ist ungefähr 18 Zoll lang und verhältnißmäßig dick. Es gleicht aber den Europäischen Stachelschweinen nur bloß in Hinsicht der Stacheln. Diese sind nur 4 Zoll lang, aber ungefähr so dick als ein Weitzenhalm, und so hart und mit Widerhaken versehen, daß die Hunde schlimm wegkommen, welche sie packen wollen. Sind die Stacheln einmahl in die Haut eingedrungen, so kann man sich von solchen nicht wieder losmachen, aber das verwundende Thier versteht durch eine zweyte Wunde den Stachel zurückzuziehen. Selten überwindet ein Hund das Stachelschwein, und wenn es ihm gelingt, so kommt er doch nie ohne Wunden davon. Die Canadier, welche jedes Thier vom Frosche bis zum Büffel zu essen pflegen, es mag sich vom Fleische, Grase oder als Amphibium nähren, halten das Fleisch des Stachelschweines für einen Leckerbissen. Dieses Thier nährt sich übrigens eben so wie das Grundschwein (Wood-chuck), dessen Fleisch weit besser schmeckt als Canadisches Hammelfleisch.

Der See Ontario hat Seehunde, aber freylich nur selten, und vom Seepferde und der Seekuh sagt man, daß beyde im Niederstrome und in der Bay des Lorenz-Flusses existiren.

13.

Vögel, die in Canada einheimisch sind, oder sich daselbst im Sommer aufhalten.

So reich im Sommer Canada's Wälder an vielen Vögeln sind, um so ärmer ist Canada im Winter an solchen; doch pflegen der Fasan, die blaue Älster, der Schneevogel und der Waldspecht auch im Winter in Canada zu verweilen; aber es ist merkwürdig, daß Canada im Sommer von keinen Singvögeln besucht wird. Einst hörte ich, daß ein Engländer voller Vorurtheile wider Canada behauptete, daß Gott an diesem Lande keinen Gefallen habe, weil dort die Vögel nicht sängen, die Blumen keinen Geruch, die Männer kein menschliches Herz und die Weiber keine Tugend hätten.

Sehr zahlreich ist das Geschlecht der Wasservögel. Man sieht auf den Seen viele Schwäne und Canadische Gänse. Ober-Canada hat übrigens wenigstens 15 Arten von Änten. Manche haben einen solchen Fischgeschmack, daß sie ungenießbar sind. Am wohlschmeckendsten ist die sogenannte graue Änte, und die Waldänte nistet in den höchsten Gipfeln der Bäume.

In Ober-Canada sieht man selten, aber doch bisweilen Kraniche und rothe Spechte (redshank). In Nieder-Canada sieht man aber außer diesen bisweilen Reiher und Rohrdommeln.

Waldhühner, welche nicht viel größer sind als eine Schnepfe.

Der dortige wilde Wälsche Hahn ist ein schöner Vogel. Oft wiegt er 40 bis 50 Pfund. Man soll sie oft in großen Schwärmen sehen, doch habe ich selbst niemahls mehr als 8 oder 10 bey einander gesehen. Im Winter kommen sie bisweilen, wenn es ihnen an Futter mangelt, in die Hühnerhöfe der Colonisten, und helfen deren Futter verzehren.

Der hiesige Fasan oder das Reppuhn hat mit beyden Thieren in England keine Ähnlichkeit. Das Fleisch ist weich und zart wie junges Hühnerfleisch und stets von gutem Geschmack. Die Farbe der Federn hat Ähnlichkeit mit den Reppühnern. Den langen Schweif und das Radschlagen mit dem Schweife, hat es mit unsern Pfauen gemeinschaftlich. Selten sieht man diesen Vogel auf den Kornfeldern; denn er verweilt am liebsten in den Wildnissen, lebt im Winter von den Knospen der Bäume, und im Sommer von Früchten und Nüssen. Wenn er auffliegt, so nimmt er seine erste Zuflucht zu einem Baume, und bleibt dort eine gute Weile, wenn er nicht niedergeschossen wird. In den Monathen Aprill, September und October trommelt der Hahn zwey Drittel des Tages auf einem Stücke

verfaulenden Holzes, indem er seine Flügel dicht an seinen Körper schlägt, welches ein Geräusch wie von einem fernen Donner verbreitet, woraus ich aber schließen möchte, daß der Vogel zum Fasanengeschlechte gehört.

In alten Niederlassungen trifft man Wachteln, welche denen in Europa völlig gleichen.

Im Frühjahre kommen aus dem Süden große Züge von Tauben. Sie bleiben den Sommer hier, und werden in großen Brachtvogelnetzen häufig gefangen. Manche Colonie erlegt derselben 500 in einem Frühjahre, und oft tödtet ein einzelner Schuß 30 bis 35. Die Canadier salzen die Brüste dieser Vögel ein, und verzehren das Übrige frisch. Nach Wilson's Ornithologie, welcher ich Glauben beymesse, versichert er, zwischen Frankfurt und dem Gebiethe der Indianer einen Zug bemerkt zu haben, der wenigstens eine Meile breit war. Der Flug dauerte vier Stunden, und rechnet man, daß solcher in einer Minute eine Meile zurücklegte, so nahm er eine Länge von 240 Meilen ein; und gibt man ferner jeder Englischen Quadratelle drey Tauben, so hätte diese einzige Wanderungsschaar 2,230,272,000 Tauben befaßt.

Man hat hier zahlreiche Turteltauben von schönem Gefieder, zartem Körper und unschuldigen Blicken.

Canada hat fünf verschiedene Arten von Waldspechten, von denen zwey besonders durch schöne Gestalt und Farbe gefallen. Der größte Specht (Picus erythrocephalus), welchen die Canadier den Waldhahn nennen, hat einen rothen Büschel und eine Masse Federn von der nähmlichen Farbe, welche sich horizontal über den Nacken erstrecken. Sein Rücken und seine Flügel haben ein schönes Gemisch von Schwarz und Weiß, sein Schwanz ist dunkelgrün. Mit seinem harten scharfen Schnabel sucht er sich auf den Bäumen Insecten, von denen er lebt. Ihre Zungen sind fast drey Mahl so lang als ihre Schnäbel, sehr spitz und an jeder Seite gezähnt; sie bohren besonders todte Bäume an, und machen damit ein Geräusch, als wenn ein Hammer auf den Kopf eines Nagels geschlagen wird.

Die Spott-Drossel ist beynahe so groß als ein gemeiner Krammetsvogel. Ihre Stimme gleicht dem Katzengeschrey; aber Büffon behauptet, daß dieser Vogel die Stimme jedes andern Vogels nachahmen könne, und dort die Pflanzer erfreue. Diese Sage ist aber grundfalsch. Er gibt zwar ein Paar Töne wie eine Drossel, schließt aber stets mit einem unharmonischen Zwitschern. Indessen ist das Gefieder der Canadischen Drossel schöner als das Gefieder der Irländischen. Zwar behaupten die Canadier: er singe Frühmorgens in

den Monathen des Lenzes; aber ich habe niemahls, so früh ich auch aufstehe, seinen Gesang gehört.

Das Amerikanische Rothkehlchen ist dem Englischen gleich. — Die blaue Älster ist hier größer als eine Drossel. So schön ihr Gefieder ist, so widerlich ist ihr Gekrächze.

Einen garstigen Kopf hat hier der sogenannte Eisvogel, und er ist etwas größer als eine Schnepfe; die Farbe ist aber blau.

Die vielen Zugvögel, welche im Frühjahre hierher kommen, und im Herbste abziehen, vernichten einen großen Theil der Getreide-Ernten; da sie vielen Lärm machen und sich volksweise bey einander aufhalten, so scheinen sie mir zum Geschlechte der Staare zu gehören.

Der sogenannte Blauvogel ist etwas größer als ein Sperling. Der Rücken und die Flügel sind dunkelblau, dagegen aber Brust und Kopf hellblau mit Schattirungen von Scharlach und Grün.

Die Lerche singt hier niemahls und fliegt schwer. Der hiesige Königsvogel gleicht dem Brittischen Rothflügel. Der Dompfaffe ist erst seit dem letzten Kriege eingewandert, und sein Gefieder noch schöner als in Europa. Man nennt ihn hier den Kriegsvogel; er singt hier aber nicht, und eben so wenig das zahlreiche Geschlecht der hiesigen Canarien-Vögel.

Die verschiedenen Arten des Colibri, von der Größe eines Zaunkönigs bis zur Größe einer Biene, besuchen Canada im Sommer als Zugvögel. Die kleinsten Gattungen sind gerade die schönsten. Die Colibri's halten sich gern in den Gärten der Colonisten auf. Wenn der Vogel fliegt, so gleicht sein Geräusch demjenigen eines Spinnrades. Unter allen Vögeln ist gerade dieser kleine der zornigste. Wenn er gereitzt wird, greift er selbst einen Raben an, und durchbohrt ihn mit seinem spitzigen Schnabel und der Schnelligkeit des Blitzes so tödlich, daß der Rabe todt zur Erde niederfällt. In den weniger morastigen westlichen Provinzen Ober-Canada's sieht man Krähen, Sperlinge und Zaunkönige selten, aber im übrigen Canada etwas häufiger.

Die wilden Raubvögel sind in beyden Canada's gemein. Der größte hier einheimische Raubvogel ist der Falco leucocephalus, bey uns Weißkopf genannt, der zwischen beyden Flügelspitzen sieben Fuß mißt.

14.

Hieſige Inſecten.

So häufig hier auch, wie im übrigen Amerika, die Schlangen ſind, ſo ſelten thun ſie den Coloniſten Schaden; aber weit läſtiger ſind in Canada die fliegenden Inſecten jeder Art. Schönere Schmetterlinge als in Canada kann man nirgends antreffen. — Man hat hier alle Gattungen Heuſchrecken, ſelbſt von der Größe einer Feldmaus. Gegen Ende des July erſcheinen ſie und richten große Verheerung an; aber ihre Verheerungen ſind in Ober-Canada doch geringer als in Nieder-Canada.

Die hieſige große Pferdefliege findet man überall zur Qual der vierfüßigen Thiere. Wegen ihrer Stiche magern auf den fetteſten Weiden der Erde die Thiere ſichtbar ab. Für Menſchen ſind aber die größte Plage die Mosquitos. Doch verfolgen ſie Kinder noch mehr als Erwachſene. Der Stich der ſchwarzen Fliege bringt eine Geſchwulſt hervor, die der Verwundung durch Neſſeln gleicht.

Die Shadefliege erſcheint im Anfange des Juny, verſchwindet aber wieder in vierzehn Tagen. Sie erſcheint, wenn der Shadefiſch (Clupea alosa) im Lorenz-Fluſſe erſcheint; aber in Ober-Canada ſieht man dieſes Inſect ſelten.

Die ſogenannte ſchwarze Schneefliege ſieht man, ehe es aufthaut, auf dem Schnee ſehr häufig.

In dunkeln Sommernächten ſieht man überall die ſogenannte Feuerfliege, welche alsdann den Horizont erleuchtet. Keinesweges fehlen in dieſem Inſectenlande die Käfer und die Qual der Hausfliegen.

In allen alten Niederlaſſungen trifft man Bienen in großer Menge an, ſo daß in dieſen der Honig ſehr wohlfeil iſt. Die Indianer nennen ſolche, weil ſie aus Europa kamen, Engliſche Fliegen. Mancher Landmann hat 20 bis 30 Körbe, und in hohlen Bäumen trifft man bisweilen 70 bis 150 Pfund Honig. Auf folgende Art ſucht man dieſen wilden Honig auf. Man fängt Bienen auf den Blumen in der Nähe der Wälder, und ſperrt ſie in eine kleine Schachtel, welche unten eine Honigwabe und im Deckel ein Glas hat, wodurch man beobachtet, ob die Bienen eine hinlängliche Ladung Honig geſammelt haben. Alsdann läßt man zwey oder drey derſelben aus der Schachtel fliegen. Der Bienenjäger nimmt ſeinen Weg in gleicher Richtung mit den ausgeflogenen Bienen. Wenn er aber ſolche aus den Augen verloren hat, ſo läßt er abermahls ein Paar gefangene frey und folgt ihrer Richtung.

Dieſes ſetzt er ſo lange fort, bis er bemerkt, daß die freygelaſſenen Bienen eine andere Richtung nehmen. Sobald er dieſen Umſtand wahrnimmt, iſt er gewiß, daß er den hohlen Baum, der Honig enthält, vorbeygegangen iſt; denn man hat bemerkt, daß jede freygelaſſene mit Honig beladene Biene anfangs im Zirkel herumfliegt, um ihren Richtweg wieder ausfindig zu machen, dann aber in gerader Richtung nach ihrem Bienenſchwarm fliegt. Wenn alſo der Jäger Geduld, Verſtand und Ausdauer hat, ſo verfehlt er ſeinen Zweck niemahls. Wenn er gezwungen iſt, weil er den hohlen Baum mit den Bienen vorbeypaſſierte, rückwärts zu gehen, ſo pflegt er den Baum, welchen die Bienen bewohnen, folgender Geſtalt ſicher auszukundſchaften, ſobald er gewiß iſt, daß er ſich in der Nähe desſelben befindet. Er erhitzt nähmlich einen Ziegelſtein und legt darauf ein Stück Honigwabe, deſſen Geruch beym Schmelzen ſich ſo weit verbreitet, daß die nahen Bienen in Menge aus ihren Zellen kommen, um Honig zu ſaugen, wodurch ihr Aufenthalt entdeckt wird. Dann wird der Baum gefället, und gemeiniglich belohnt der Fund den Jäger für die angewendete Mühe.

Auch in Canada nimmt man bisweilen die Rachſucht dieſer kleinen Thiere wahr. Im Sommer 1820 verlor der Prediger Ralph Leeming zu Ankaſter ein ſchönes Pferd, welches in der Nähe von ungefähr 20 Bienenſtöcken weidete. Der Zufall veranlaßte, daß das Pferd in den Bienenhagen ſpazierte und einen der Körbe umſtieß; nun fielen die rachſüchtigen Bienen dieſes Stockes über das Pferd her. In der Angſt, um ſich von dem Schwarme zu befreyen, ſtieß das unglückliche Thier noch einen Korb um, und vermehrte dadurch die Maſſe ſeiner Feinde dergeſtalt, daß in fünf Minuten das Pferd todt niederſtürzte.

Auch trifft man hier ſehr viele Weſpen. — Fliegen trifft man hier nicht mehr als anderswo, und in reinlichen Wirthſchaften ſelten in Menge; aber eine deſto allgemeinere Plage ſind die Wanzen.

15.

Amphibien und Fiſche in Canada.

Hört man in Canada's Wäldern wenige Singvögel, ſo vernimmt man deſto mehr das Quaken der Fröſche und das Geheule der wilden Thiere aller Art. Es gibt hier Fröſche, welche bis fünf Pfund ſchwer ſind, und eben ſo viele Kröten; und ausgewachſene Schildkröten, welche zwey Fuß im Durchmeſſer haben. Ihr Fleiſch ſoll

eben so wohlschmeckend seyn, als dasjenige der Westindischen Schildkröten. In der Naturgeschichte bleibt es merkwürdig, daß diese Thiere 10 Tage, nachdem man ihnen den Kopf abgeschnitten, eine sichtbare Lebenskraft behaupten. Mir schien dieß anfangs unwahrscheinlich, aber ich habe es später mit eigenen Augen bemerkt. Die Schildkröte legt ungefähr 50 runde Eyer, und jedes Ey hat ungefähr die Größe eines großen Holzapfels. Die Canadier ziehen diese Eyer den Hühnereyern vor. Eine große Schildkröte hat eine solche Stärke, daß sie sich noch bewegen kann, wenn auch ein Mensch auf ihr steht; ja man sagt, daß sie im Stande seyn soll, zwey Menschen zu tragen.

In den bewohnten Theilen Nieder-Canada's trifft man jetzt nur noch wenige Schlangen an, aber desto häufiger von allen Gattungen in dem unbewohnteren Nieder-Canada.

Die dortige Klapperschlange ist freylich nicht die größte, und gemeiniglich nur $3\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß lang, und so dick als die Lende eines Menschen. Diese Schlange ist ein schönes Thier und hat die glänzendsten Augen. Die Klapper besteht aus verschiedenen hornigen Auswüchsen am Ende des Schwanzes. Wenn die Schlange drey Jahr alt ist, so hat sie die erste Klapper, und erhält jährlich eine Klapper mehr. Ich habe deren manche getödtet, und weiß aus Erfahrung, daß sie solche selten rütteln, wenn man sie angreift. Ihr Biß ist auf der Stelle tödlich; aber sie scheinen Menschen nur vertheidigungsweise anzugreifen. Ehe sie ihren Biß anbringen, funkelt ihr Auge voll Feuer, der Körper bläht sich auf, und der Kopf, so wie der Nacken, flächen sich, schwellen und dehnen sich wechselsweise aus. Bald ziehen sich die Lippen zusammen, bald dehnen sie sich aus, und zeigen dann die schrecklich gefurchte Zunge und die so tödlichen Giftzähne; aber selten gelangt dieses Thier zum Biß; denn ehe es den gefährlichen Sprung thut, kann es leicht entwaffnet werden; denn schon der Schlag einer Schwingruthe reicht dazu hin, seine Springkraft zu lähmen; aber desto schwerer hält es, das Thier völlig zu tödten. Ehe es zum Beißen gelangt, ist es gewohnt, sich in einen Zirkel zu legen. Der gewöhnliche Gang der Klapperschlange gleicht vollkommen den Windungen des Aals auf einem glatten Boden. Gewöhnlich tödtet man diese Thiere im Frühjahre, weil sie sehr schwach sind, wenn sie aus den Winter-Quartieren kommen, und sich gern vor dem Eingange ihrer Höhlen im Sonnenscheine stärken. Die Jäger springen mitten unter den Schlangenhaufen in ihren langen Stiefeln, welche bis über die Knie reichen, und tödten gewöhnlich einige Hunderte, ehe sie ihre Höhlen wieder haben erreichen können. Die Ausdünstung der getödteten Schlangen ist aber so gif-

tig, daß diejenigen, welche ſie erlegen, ſich eiligſt davon machen müſſen, um nicht krank zu werden.

Ein Brittiſcher Coloniſt zu Dundas, im Gore-District, wurde auf folgende ſonderbare Art von einer Schlange gebiſſen. Er nahm ihren Schwanz in einer Felſenſpalte wahr, und beging die große Unvorſichtigkeit, die Schlange beym Schwanze herausziehen, und dann am Felſen todtſchlagen zu wollen. Unglücklicher Weiſe hatte ſich die Schlange aufgerollt, und biß ihn daher in die Hand. Der Verwundete ſchnitt ſogleich das verwundete Fleiſch mit einem Federmeſſer aus; dennoch aber fing Hand und Arm ſchnell zu ſchwellen an, und erhielt die Farbe der Schlange. Er wurde ſogleich nach Hauſe gebracht, trank den Decoct von Schlangenwurzel und weißer Äſchenrinde, welche in Milch gekocht waren. Acht bis zehn Tage litt er ſchreckliche Schmerzen; allein nach dieſer Zeit nahmen die Schmerzen allmählich ab, und ſeine Haut gewann die natürliche Farbe wieder; doch mußte er ſich ſechs Monathe im Bette halten, und war erſt nach einem Jahre wieder im Stande, den gewohnten Geſchäften nachzugehen. Die Indianer verſichern, daß das Fleiſch der Klapperſchlange beſſer als dasjenige des Aals ſchmecke. Auch die Schweine pflegen ſolches zu freſſen, ohne darnach krank zu werden. Alle übrigen vierfüßigen Thiere vermeiden ſorgfältig den Platz, wo eine Schlange gelegen hat.

Der ſogenannte Pilot iſt eine kleinere Gattung von Klapperſchlangen, und hat ſeinen Nahmen erlangt, weil man gemeiniglich dieſe Schlange zuerſt ſieht, und bald nachher die eigentliche Klapperſchlange. Der Pilot iſt nur ungefähr 1½ Fuß lang.

Die hieſige ſchwarze Schlange beißt auch; aber ihr Biß iſt ſelten tödlich. Sie iſt 5 bis 6 Fuß lang, mit ſchwarzen Seiten und Rücken, aber glatt und glänzend, und der Bauch ſilbergrau. Dieſe Schlange verfolgt die Klapperſchlange. Es iſt die Manier dieſer Schlange, ſich um die Klapperſchlange zu winden, und ſie dann mit dem Schwanze todtzuſchlagen. Die Faſcination der Augen iſt bey dieſer Schlange bemerkbarer, als bey der Klapperſchlange. Auch an Kindern und an den Lenden der Männer übt ſie gern ihre gefährliche Umſchlingung, und läßt den gefaßten Gegenſtand nie wieder los, ſo daß man genöthiget iſt, ſie in Stücke zu zerſchneiden, um die Umſchlungenen von dieſem Thiere frey zu machen.

Die Waſſerſchlange hat viele Ähnlichkeit mit der Klapperſchlange, wird aber ſelten über 3½ Fuß lang. Wegen ihrer Menge iſt ihr Biß gefährlicher, als derjenige der Klapperſchlange.

Noch hat Ober-Canada eine große Menge kleiner grüner Schlangen. Ich beſitze ein Feld von 40 Äckern, und bin überzeugt, daß

ſich darin 3000 dieſer Thiere finden. — In Nieder-Canada findet man in allen Flüſſen und Seen bis zum Niagara-Fall Lachſe und Aale; aber jenſeits dieſes Falles findet man dieſe Thiere nicht mehr. Schon im See Ontario iſt der Lachs, weil der See ſo weit vom Meere entfernt iſt, von ſchlechterem Geſchmacke. Deſto reicher ſind alle höher gelegenen Seen an allen Fiſcharten. Man trifft dort Störe von 7 Fuß Länge und 150 Pfund Schwere. Im Frühjahre ſteigen alle dieſe Fiſche zu den Quellen der Flüſſe und Bäche hinauf, um ihren Laich im flachen und ruhigen Waſſer nieder zu legen. Nach drey Wochen kehren ſie zurück, und in den Nebenflüſſen bleiben nur bloß die Forellen, welche ein kaltes und hartes Waſſer dem weichen Waſſer der großen Ströme und Seen vorziehen.

Man tödtet den Stör mit einem Speer oder einer Harpune, wenn er langſam ſtromaufwärts ſchwimmt. Wenn er verwundet worden iſt, ſo dreht er ſich haſtig mehrere Mahl herum, und verſucht gegen den Strom zu ſchwimmen, bis der Blutverluſt ihn gänzlich erſchöpft hat, und man zieht dann den todten Fiſch ohne Mühe an's Ufer. Im Frühlinge des Jahres 1821 fiſchte der Major Shofield mit ſeinem Sohne, einem Jünglinge von 22 Jahren, in der Canadiſchen Themſe. Der junge Mann durchbohrte einen ungewöhnlich großen Stör mit ſeinem Speere, und da er dieſe Waffe nicht fahren ließ, wurde er vom Stör in's Waſſer geriſſen, und hielt ſich an ſolchem ſchwimmend. Als ihm dieß aber zu mühſam ward, ſchwang er ſich auf den Fiſch, wie ein anderer Ariſtus, verwandelte ſeinen Speer in einen Zaum, und ſchwamm auf dem Fiſche eine Meile auf dem Strome hinab, bis in Folge des Blutverluſtes der Stör ſtarb.

Der Muskinunge iſt ein beliebter 3 bis 4 Fuß langer Fiſch, welcher in ſeiner Geſtalt und im Geſchmacke mit dem Hechte viele Ähnlichkeit hat.

Verwandt iſt mit ſolchem der ſogenannte Shadfiſch im Lorenz-Fluſſe, den man in Canada nicht ſehr hoch achtet, aber in Neu-York deſto höher ſchätzt. Der Ontario-See hat eine Menge Häringe, welche zwar ſchlechter ſind als die Meer-Häringe, jedoch von den Canadiern gern gegeſſen werden. Die Forellen ſind hier zwar ſchönfarbiger, aber kleiner und ſeltener als in England. Den ſogenannten Weißfiſch (vermuthlich der Deutſche Sandart) trifft man weſtlich am Ende des Erie-Sees. Er hat viele Ähnlichkeit mit der Makrele, und wird hier vor allen Fiſchen geſchätzt. Man trifft ihn ebenfalls in der Mündung des Niagara-Fluſſes, und auch an ein oder zwey Plätzen des nordweſtlichen Ufers des Ontario.

In manchen Seen und im Lorenz-Fluſſe trifft man den Schwertfiſch; aber keinen Aal jenſeits des Niagara-Fluſſes.

Man tödtet in Canada die Fiſche entweder mit Speeren, oder fängt ſie mit Netzen. Mit Angeln fängt man aber hier niemahls Fiſche, weil nur ein Indioner ſich in der Nähe der Flüſſe und Seen eine Stunde aufhalten kann, da gerade am Waſſer die Mosquitos am ärgſten hauſen. Alle anderen in Europa bekannten Fiſche ſüßen Waſſers trifft man hier ebenfalls.

16.

Wald- und Gartenbäume in Canada.

Alle ſonſt in Amerika verbreiteten Bäume trifft man auch in Canada an. — Einer der wichtigſten Bäume iſt der Canadiſche Zucker-Ahorn. Ich habe geſehen, daß ein Coloniſt mit ſeiner Frau ſich von dieſem Baume 700 Pfund Zucker jährlich verſchaffte, welcher nicht ſchlechter war als der Weſtindiſche. Dieſe Quantität wurde in 15 bis 16 Tagen gewonnen. Der gewöhnliche Preis in den hintern Niederlaſſungen iſt für das Pfund 2 Ggr. 8 Pf. Ich kenne ſogar Familien, die im London-Diſtricte 2000 Pfund Zucker machten. Man bauet eine Hütte im Anfange des Aprills, wo ſich die meiſten blühenden Zucker-Ahorne finden. Im Regenwetter fließt der koſtbare Saft ſparſamer. In trockenen Tagen kann aber eine Pflanzer-Familie jene Quantität in 8 bis 9 Tagen gewinnen. Am leichteſten iſt die Arbeit, wenn die Nächte kalt und die Tage warm ſind; in dieſer Zeit muß aber der Saft ſchnell durch Kochen verdickt werden, weil er ſonſt zur Weingährung übergeht, und dann nicht mehr zur Raffinirung des Zuckers taugt.

An Geräthe braucht man dazu einen metallenen Keſſel von etwa 30 Gallonen Inhalt, und einen kleinen Kochtopf, womit man 500 Pfund Zucker einkochen kann. Der Keſſel koſtet zwey Pf. St. zehn Sh. Außerdem bedarf man dazu 150 Tröge, acht Behälter und vier Handeimer. Jene Tröge koſten kaum 25 Sh. Die Behälter, welche Oxhofte ſind, denen der eine Boden fehlt, das Stück vier Sh., und jeder Eimer zwey Sh. ſechs D. Die Tröge kann der Coloniſt ſich nöthigen Falls ſelbſt verfertigen. Ein geſchickter Arbeiter macht hier 30 bis 35 Tröge an einem Tage bloß durch Aushauen mit der Axt. Solche können daher, wenn ſie im Schatten niedergelegt werden, viele Jahre halten. Man zapft dann das Waſſer der Bäume ab, bald, indem man den Ahorn anbohrt, bald, indem man mit der Axt ein Loch in den Baum macht. Letzteres ſchadet aber mehr dem Wachsthume der Bäume als erſteres. Eine kleine

ungefähr 9 Zoll lange Rinne leitet den Saft in den Trog, und wenn der letztere beynahe voll iſt, wird er in Eimern nach den Behältern getragen, wo aller Unrath zu Boden ſinkt, und der reine Saft bloß durch die Abdünſtung in Syrup verwandelt wird. Dieſer gekochte Syrup wird dann in andern Behältniſſen abgekühlt, und durch ein wollenes Tuch in einen kleinern Keſſel geſchüttet, mit Eyern, Milch und Rindsblut gereiniget und bis zur Zähe des Zuckers eingekocht. Dann thut man den Saft in Formen, wo er die Geſtalt des Zuckerkandis annimmt. Soll aber der Zucker ganz rein werden, ſo wird er in die Form eines Zuckerhutes geſchüttet, aus welcher Form der Syrup durch die Löcher des Fußes der Formen durchſickert. Doch muß man die Tröge ſehr rein halten, damit nicht der Zucker von friſchem oder unreinem Holze einen Beygeſchmack gewinnt. Jede Wunde des Baumes liefert ungefähr 20 Gallonen Saft, aber man macht dem einzelnen Baume nicht über vier Wunden. Fünf Gallonen Saft geben wenigſtens ein Pfund Zucker. Man kennt ſogar Zucker-Ahorne, welche jeder 14 Pfund reinen Zucker liefern. Zu Mobilien iſt dieſer Baum ſeines ſchönen Holzes halber faſt noch geeigneter als das Mahagoniholz. Auch liefert er das beſte Brennholz. Der Saft des rothen Ahorns iſt zu ſäuerlich, um Zucker zu liefern.

Die Weißbuche (Fagus ferruginea) dient bloß zur Feuerung; aber die rothe Buche gibt ein treffliches Bau- und Befriedigungsholz. Die ſogenannte Blaubuche iſt ein bloßer Buſch.

Die weiße Eiche iſt zwar ſchlechter als in England, wird aber doch häufig zu Bauten benutzt. Dieſe Gattung hat zwey Unterarten, die eine nennt man ſchechig, die andere glatt. Die ſogenannten ſchwarzen, gelben und rothen Eichen werden nicht geachtet.

Die ſchwarze und weiße Äſche braucht man zum Täfeln der Zimmer, zu hölzernen Nägeln und Eggen.

Eine ſehr große Höhe erlangen hier die rothe und weiße Ulme. Die erſtere iſt gewöhnlich hohl, und daher werthlos; die andere iſt dagegen ein gutes Nutz- und Mobilienholz. Die ſogenannte Waſſer-Ulme enthält, wenn man ſie mit der Axt berührt, einen ſtinkenden Saft von Bernſtein-Farbe. Als Bauholz taugt dieſer Baum nicht.

Der Baum des ſogenannten Eiſenholzes iſt außerordentlich hart, wird aber nur 40 bis 50 Fuß hoch, und hat nur 1 Fuß Diameter.

Die gemeine Birke (Betula alba) wird oft 120 Fuß hoch bey einem Umkreiſe von 16 Fuß. Die Indianer machen aus der Rinde ſchöne Canots.

Das ſogenannte Baſſholz (Basswood) wird in Ober-Canada wenig geachtet, weil es ſchlecht brennt, aber in Montreal iſt es fünf Mahl theurer als das beſte Tannenholz. Man benutzt es zu

Schlitten, Wagen und Mobilien, und schätzt es mehr als Mahagoniholz weil es leichter, dichter und feiner geädert ist; auch spaltet es sich nicht wie anderes Holz.

Der schwarze und der weiße Wallnußbaum liefern größere und schönere Früchte als in Europa, gedeihen auch nur auf dem fruchtbarsten Boden. Der weiße Wallnußbaum heißt in Canada Buttermußbaum. Benutzt man den innern Bast des von unten hinauf gerissenen Baumes in den Apotheken, so veranlaßt er Erbrechen. Reißt man aber die Rinde von den Zweigen nach der Wurzel hinab, so wirkt der Bast als eine Purganz. So wunderbar beydes scheint, so wahr ist doch diese Bemerkung. Auch benutzt man diesen Baum zum Färben.

Die süße Kastanie und Hiccori liefern beyde treffliche Nüsse. Unter allen Nüssen Amerika's hat die Hiccori-Nuß den angenehmsten Geschmack. Eine einzige Nuß liefert 10 Tropfen schönen Öhles.

Das sogenannte Knopfholz gehört zum Geschlechte der Sycomoren, erlangt eine erstaunliche Größe und gedeihet an Brüchen und Flüssen. Es liefert schöne Mobilien, und seine feinen Adern haben besondere Ähnlichkeit mit lachsfarbigem Seiden-Sammet.

Weißholz wächst besonders auf feuchtem Grunde, gibt schöne Breter zum Fußboden der Zimmer, ist aber weniger dauerhaft als das Holz der Harzbäume.

Nur die Indianer benutzen den Baum des Balsames von Gilead, und die weiße Pappel zu Bechern, Tischen, Leitern und dergleichen Hausrath.

Die rothe und weiße Fichte (Pinus scholeus) erreichen häufig die erstaunende Höhe von 250 Fuß, selten aber mehr als 18 Fuß Umkreis. Sie ragen über jeden andern Baum im Walde hervor, erlangen aber diese ungemeine Höhe und dieses prachtvolle Ansehen nur im westlichen Districte Ober-Canada's. Alle solche weißen Fichten hat sich die Krone für die Marine vorbehalten, weßwegen dieselben der Privat-Mann nicht niederschlagen darf.

Die Kiefertanne findet man hauptsächlich in Ober-Canada. Sie wird aber selten höher als 50 bis 60 Fuß, und bietet, während im Winter die Erde mit Schnee bedeckt ist, und keine andere Pflanze Laub trägt, durch das dunkle Grün ihrer Nadeln und die Kegelgestalt des Wuchses der Zweige einen sehr schönen Prospect.

Sehr hoch wächst die weiße Pechtanne, so wie die schwarze; erstere sah ich 90 Fuß hoch.

Die Canadische Fichte oder Schierlingstanne gleicht in Blättern dem Eibenbaume; in Canada benutzt man die jungen Sprossen zum

Thee ohne Rahm und ohne Zucker, ungeachtet der Geruch harzartig iſt.

Der Lerchenbaum, hier tamerack genannt, wächſt beſonders in moraſtigen Gegenden, und mit den geſpaltenen Scheitern dieſes Holzes pflegt man Befriedigungen zu machen.

Die weiße Ceder iſt wegen ihrer hohen Dauerhaftigkeit berühmt. Die Canadier pflegen zu ſagen, ihr Holz daure ewig, und ſey daher beſonders zu Fenſterholz geſchickt. Die rothe Ceder findet man nur ſparſam.

Man ſieht ſelten Äſchen, Thränenweiden und Lombardiſche Pappeln. Im Allgemeinen ſind in Canada die Bäume gerade, hoch, und haben ſehr wenige Zweige, weil ſie in den Urwäldern ſo gedrängt neben einander aufwachſen, bis am Ende der kräftigere Baum die niedrigen Gipfel unterdrückt und dadurch Raum zur eigenen Ausbreitung gewinnt.

Zwar iſt es auffallend, daß die Pflanzer nicht einige ehrwürdige Bäume des Schutzes und der Zierde halber neben ihren Wohnungen ſtehen ließen, aber wegen der fetten Ober-Erde laufen hier ihre Wurzeln horizontal, und nicht tief unter der Oberfläche. Iſt nun zugleich dieſer Boden, der aus alter Pflanzenerde beſteht, nicht dicht, ſo iſt die natürliche Folge, daß ein Baum, welchen die Art des Coloniſten ſchonte, und der Wind nachher, wenn er frey ſteht, von allen Seiten zu ſchütteln vermag, ſehr bald umgeworfen werden muß, und daß ein ſolcher umgeriſſener Baum im Sturze das hölzerne Haus des Coloniſten zu zerſchmettern vermag. Aus dieſer Urſache trifft man keine alten Bäume in der Nähe der Wohnungen. Da, wo der Amerikaner unfähig iſt, ſeine ungeheuren Baumſtämme als Bauholz zu benutzen, verwandelt man die Aſche der verbrannten Stämme in Pottaſche, und verkauft alsdann den Bushel für 7 Pence.

In England hat man von einer ſchönen Gegend ganz andere Begriffe als in Canada. In erſterem verlangt das Auge eines reichen Gutsbeſitzers die Miſchung von Berg und Thal, Wald und Waſſer, Unfruchtbarkeit und Fruchtbarkeit. Das üppige Leben und das allmähliche Hinſterben der Pflanzen will er, wie in einem Gemählde, mit Einem Blicke überſehen können. Der Pflanzer in Canada hat dagegen der Wälder und des Waſſers zu viel. Das Gemeine iſt ihm zu alltäglich. Ferner findet er nichts anmuthiger, als den üppigſten Pflanzenreichthum in nützlichen Gewächſen ſtets vor Augen zu haben. Alles, was nicht Nutzen bringt, mag er nicht ſehen. Daher findet er nichts ſchöner als die Anſicht üppiger Kornfelder, Weiden und Wieſen mit Befriedigungen todten Holzes, und freut ſich eines Blickes auf den Ahorn oder einen andern nützlichen Baum, der wie ein Telegraph

seine Aufmerksamkeit in der Ferne fesselt. Mit schwerer Arbeit, bis er ein Greis wird, reiniget er seinen Boden von Bäumen, und verwandelt ihn in Pflugland, baut die unentbehrlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, erspart sich, so viel es angehen will, die Hülfe theurer Tagelöhner, und verrichtet möglichst alle Arbeit mit seiner Familie persönlich. Der Mann, der täglich seine Hammelkeule mit dem Gemüse seines Geschmackes verzehren kann, setzt darein mehr Behagen, als in eine gerade zierliche Kleidung. Seinen Körper gut zu nähren, ist ihm wichtiger, als die äußere Verschönerung seiner Kleidung oder seines Gartens. Er ist so vernünftig, lieber in Überfluß Schweinebraten und Pudding zu essen, als darauf Geld und Arbeit zu verwenden, daß etwa ein Fremder seinen Landsitz schön und geschmackvoll finden mag.

Man trifft hier nicht selten Bäume, welche mehr als 30 Fuß Umkreis an der Wurzel haben; man kann aber bey diesen Bäumen selten das Alter mit Genauigkeit bestimmen, weil sie gewöhnlich hohl und im Herzen verfault sind. Einst zählte ich die Zirkel, welche die Verhärtung des Saftes in jedem Jahre gebildet hatte, bey einer Äsche, und obgleich der Baum nur einen Diameter von 3 Fuß hatte, so zählte ich dennoch, daß er bereits 312 Winter den Stürmen getrotzt hatte. Daraus scheint zu folgen, daß ein Baum von 10 Fuß Diameter wenigstens 1100 Jahre alt seyn muß. Ich behaupte dieses um so zuverlässiger, da ich bemerkt habe, daß die Kreise mit dem Alter nicht breiter werden.

In Canada findet man sehr wenig Unterbusch. Daher habe ich dort nur eine Gattung Hagedorn von grobem Wuchse und großen Blättern, verschiedene Gattungen von Hagebutten und wilden Rosen gefunden. Es fehlt hier die Stechpalme, Buchsbaum, Laburnum, Lorestina, Lilac und andere Gebüsche, welche das Auge vergnügen, und Wohlgeruch verbreiten. Auch fehlt hier der Epheu und der Lorbeerbaum.

In verschiedenen Gegenden Ober-Canada's findet man das beliebte Je länger Je lieber; aber die schöne Blüthe hat nicht den Honiggeruch, wie in Europa. Desto reicher pflegen hier die Baumgarten zu seyn; sie tragen ohne alle Mühe des Pflanzers herrliche Äpfel, besonders in den westlichen Districten, und liefern einen guten Äpfelwein, welchen man aber gewöhnlich bereits im Winter verzehrt. Der Pflanzer pflegt die Tonne von 32 Gallonen für 3 Rthlr. 8 ggl. zu verkaufen. Der Wirthshaus-Preis ist jedoch sieben Mahl höher. Man kauft gewöhnlich den Bushel Äpfel (60 Pfund) für 10 ggl. Die Pflanzer pflegen solche zu schälen, in Scheiben zu schneiden, und an einem langen Faden aufzuhängen, indem man beyde Enden zu-

sammenknüpft; man trocknet solche am Herde, und benutzt sie allmählich zur Speise, weil man das Vorurtheil hegt, daß Canada zu kalt sey, um sie in Heu oder Farrenkraut im Winter in eigenen Zimmern zu verwahren.

Pfirsiche gedeihen nur in den wärmeren Districten, woselbst sie in üppiger Fülle wachsen. Das Bushel gilt 12 ggl. und man trocknet solche gerade wie die Äpfel. Dagegen habe ich dort niemahls Birnen gesehen; kleine, wohlschmeckende rothe Kirschen hat man aber häufig. In den Wäldern findet man viele wilde schwarze und rothe Kirschen auf Bäumen von 9 Fuß Umfang und 120 Fuß Höhe, welche man nur erlangen kann, wenn man den Baum fället. Diese Früchte verzehren meistens die wilden Tauben, jedoch nicht eher, als wenn sie völlig reif sind.

Pflaumenbäume findet man besonders in Nieder-Canada. In den Districten London und des Westens in Ober-Canada wachsen sie wild, sind aber kleiner und schlechter als Gartenpflaumen. Grüne und schwarze Pflaumen habe ich dort niemahls angetroffen.

Den sauren und saftigen wilden Holzapfel schätzt man dort sehr, und behandelt ihn in der Küche wie in Irland die Stachelbeeren. Letztere trifft man in allen Wäldern. Der Busch hat aber viele Dornen und die Frucht ist hart und mit Haaren besetzt. Wenn sie aber abgeschält und mit Rahm und Zucker vermischt sind, so schmecken sie sehr gut.

Schwarze und rothe Johannisbeeren sind dort einheimisch, und edler als die Stachelbeeren. Bey gehöriger Gartenpflege würden sie vorzüglicher seyn.

Kransbeeren, Heidelbeeren, Bickbeeren und Brombeeren sind in Canada häufig, und werden geschätzt. Die Canadische Wald-Erdbeere ist fast so gut als die schönste Garten-Erdbeere. Schon werden sie in den Gärten größer als sie in den Wäldern waren. Brombeeren sind weit besser in Canada als in Europa, und werden dort mit Rahm und Zucker gegessen. Himbeeren sind klein und schlecht. Auch Wein wächst in den Wäldern Canada's; aber die Beeren sind klein und sauer; sie würden sich jedoch bey gehöriger Pflege gewiß sehr verbessern.

17.

Garten- und Feldfrüchte in Canada.

So wenig auch die Pflanzer in Canada auf ihre Gärten verwenden, so trifft man doch daselbst manche wohlschmeckendere Pro-

ducte, als die höhere Gartenkunst in Europa zu liefern vermag. — Die im Freyen ausgesäeten Melonenkerne haben eine Größe und einen Wohlgeschmack, welchen ihnen die höchste Gartenkunst in England nicht zu geben vermag. Sie wiegen, so wenig man auch Arbeit und Kosten auf die Cultur wendet, in Ober Canada gewöhnlich 20 bis 50 Pfund. Schon dieses beweiset, wie günstig Canada's Klima jeder Garten-Vegetation seyn würde, wenn man mehr daran wendete. Man ist aber zu träge und zu nachlässig, alle Vortheile des dortigen milden Himmels zu benutzen. Regnete es in Canada Manna vom Himmel, so wage ich zu behaupten, daß die Canadier ihn mit dem Munde auffangen würden. Wäre er aber auf die Erde gefallen, so behaupte ich, daß sie überlegen würden, ob es der Mühe verlohne, ihn aufzuheben.

Gurken, Kürbisse, Granat-Äpfel sind hier bey aller nachlässigen Gartenpflege äußerst wohlschmeckend. Der hiesige in den Gärten gezogene rothe Pfeffer ist dem Cayenne-Pfeffer völlig gleich. Die Wurzeln der rothen Beete findet man sehr häufig, weil die Canadier solche lieben; doch haben dieselben keinen ausgezeichneten Wohlgeschmack. Sehr nachlässig erzieht man Radies-Wurzeln und Pastinaken; doch habe ich hier Pastinaken von 18 Zoll Länge und 2 Fuß im Umfange gesehen. Die verschiedenen Kohlarten leiden hier zu sehr durch die Insecten, und haben daher keinen vorzüglichen Wohlgeschmack.

Die gemeine weiße oder Windsor-Bohne kommt hier niemahls zur Vollkommenheit; aber Französische Bohnen und Erbsen hat man hier von jeder Art in Menge, und sie gerathen vortrefflich.

Zwar bauet man in den Gärten wenig Sellerie, Spargel, Spinat, Seekohl; aber wo man sich die Mühe gibt, sie ziehen zu wollen, gerathen sie recht gut. Im südwestlichen Ober-Canada könnten alle Producte Italiens gedeihen; denn der Sommer ist dort sehr lang und sehr heiß, und Fahrenheits Thermometer steht im Schatten von 70 bis 105 Grad.

Überall gedeihet Getreide vortrefflich, und Reiß würde daselbst wachsen, da es kleine Flüsse genug gibt, welche ihre Ufer überschwemmen. In der Nähe der sogenannten Reiß-Seen, im Districte New-Castle in Ober-Canada, wächst der Reiß sogar wild, womit sich die wilden Vögel mästen, und die Indianer sind so klug, den wilden Reiß zur Nahrung zu sammeln, indem sie zwischen den natürlichen Reißfeldern mit ihren Canots schiffen, und die reifen Ähren abschneiden. Sogar verkaufen sie von dieser großen Reißart mit brauner Hülse den Colonisten zu deren Hausbedarf.

In Ober-Canada gewinnt man von jedem Acker, der mit einem Bushel besäet wird, in den westlichen Districten Ober-Canada's un-

gefähr 25 Bushel. In dem übrigen Canada jedoch nur höchstens 16. Oft legt man ihn in Linien, und hackt zwischen solchen durch Zwischenpflügen das Unkraut aus. Zwischen die einzelnen Pflanzen legt man Kürbisse, welche hier trefflich gedeihen. Auf diese Art pflegt hier der Acker 1200 Stück zu liefern, welche in der Haushaltung oder von den Thieren verzehrt werden.

Den Winterweitzen säet man zwischen dem ersten August und der Mitte des Septembers, auch wohl noch etwas später. Den Sommerweitzen dagegen um den 20. April, welcher am Ende des Augustmonathes reif ist, nachdem drey oder vier Wochen vorher der Winterweitzen geerntet worden ist. Der Acker liefert gewöhnlich 25 Bushel Winterweitzen. Der Sommerweitzen ist von gleicher Güte mit dem Winterweitzen, aber er ist nicht so einträglich und nicht so sicher im Ertrage. Die sogenannte Hessische Fliege thut den Weitzenernten bisweilen vielen Schaden. Sie legt ihre Eyer im Herbste zwischen die aufstehenden Blätter der Weitzenpflanze. Der ausgebrütete Wurm durchbohrt die Pflanzenröhre, und durchschneidet solche bisweilen, welches den Ertrag der Ernten oft sehr vermindert. Man säet übrigens auf den Acker 45 bis 60 Pfund. Der Rocken wird besonders in Ober-Canada zum Branntweinbrennen stark gebauet. Der Acker liefert gemeiniglich 20 Bushel, und ist in der Regel 25 Procent wohlfeiler als der Weitzen.

Der hiesige Hafer ist schlecht, weil man sehr schlechte Saat säet.

Die Gerste pflegt in Ober-Canada 20 Bushel per Acker zu liefern. Weil aber nur die größten Städte Brauereyen haben, so wird sie, wegen mangelnden Absatzes, wenig gebauet.

Wenn gleich hier der Acker 80 Bushel Hirse liefert, und nur $\frac{3}{4}$ Bushel Samen kostet, so bauet man dennoch dieses nützliche Product sehr wenig. Sobald man den Wald von Bäumen gereiniget hat, schlägt sehr reichlich der weiße Klee auf. Es ist aber das Timothy-Gras noch nützlicher, da es wegen seiner tiefen Wurzel besser als andere Grasarten die Hitze des hiesigen Sommers ertragen kann. Wenn man rothen Klee, Lucerne und andere edle Grasarten zieht, so muß man solche säen, darf aber dann reiche Ernten erwarten.

Die Kartoffeln sind in Canada wässerig und geschmacklos, dabey immer so theuer, daß sie des Preises wegen gebauet zu werden verdienen; aber der Canadier darf in einem so volksleeren Lande nur auf geringen Absatz rechnen. Die gewöhnliche Ernte ist 170 Bushel von einem Acker. Man pflanzt sie nicht in Linien, wie in Irland, und braucht nur 480 Pfund auf einen Acker, weil man sie weit von einander legt und sehr stark mit dem Kartoffelpfluge häuft, mit dem man auch solche im Herbste aus der Erde pflüget. Die Kartoffeln,

welche man zum Winter aufbewahrt, ſind, nachdem der Schnee verſchwunden iſt, kaum mehr eßbar.

Man ſäet die Turnips zum Schaffutter um den 25. July. Sie ſcheinen gut zu gedeihen; aber kein Pflanzer baut mehr davon, als höchſtens einen Acker, weil kein Landmann mehr als 50 bis höchſtens 100 Schafe hält. Bisweilen hat man 400 Bushel von einem Acker gewonnen; die Hälfte mag aber vielleicht das Gewöhnlichere ſeyn. Übrigens verſteht man nicht, ſie vor der hieſigen ſtarken Kalte zu bewahren.

Der in London und in den weſtlichen Diſtricten Ober-Canada's gebaute Tabak wird zwar noch wenig benutzt; die Verſuche haben jedoch einen ſo trefflichen Tabak geliefert, daß dieſe Diſtricte vorzüglich Tabak und Hanf bauen müßten, beſonders jetzt, da der Weitzen ſo niedrig im Preiſe ſteht, daß ihn der Landmann faſt mit Schaden baut.

So ſehr auch Canada's Klima und Boden ſich zum Hanfbaue eignen, ſo haben doch bisher beyde Canada's nicht einmahl ſo viel Hanf gebaut, um daraus die Stricke für ihre Verbrecher zu drehen, und die Regierung hat nichts gethan, um die Coloniſten zur Production zu ermuntern, weil man glaubte, daß im milden Klima von Canada die Hanffäden eben ſo fein gerathen würden, als in dem heißen Oſtindien. Der wahre Grund, warum der Hauf dort nicht gebaut wird, iſt folgender: Erſtlich wollen die Prieſter keinen Hanfbau, weil ſie von dieſem Erzeugniſſe keine Zehenten ziehen. Zweytens, die Gutsherren widerſetzen ſich, weil der Ertrag ihrer Mahlmühlen ihr Haupteinkommen ausmacht, und ſie beſorgen, daß nach eingeführtem Hanfbaue weniger Weitzen als vormahls auf ihren Mühlen gemahlen werden möchte, und drittens ſind die Kaufleute ebenfalls dagegen, weil ſie vorausſehen, daß alsdann unter den Landleuten viel bares Geld umlaufen würde, welches den bisher ihnen ſo nützlichen Tauſchhandel umgeſtalten könnte. Ich möchte dagegen vorſchlagen, den Prieſtern in Nieder-Canada den Zehenten des Hanfes einzuräumen, und bin überzeugt, daß allein Ober-Canada allen Hanf zu liefern vermochte, den die Marine Großbrittanniens bedarf.

Zwar baut hier jeder Coloniſt für ſeinen Hausbedarf Flachs, aber nur Wenige zum Verkaufe. Doch wurden im Jahre 1820: 9601 Bushel Leinſaat ausgeführt. Gewöhnlich begeht man nähmlich das Verſehen, den Flachs zu dünn zu ſäen, daher hat er zu viele Seitenzweige und zu grobe Fäden. Wenn man ihn aber ſehr dick ſäete, ſo würden die Stangen höher aufſchießen, und die Fäden würden ſo fein ſeyn, als in Irland. Hat man die Abſicht, viel

Saat zu gewinnen, so muß man allerdings sehr dünn säen, und desto dicker, wenn die Ernte des feinen Flachses die Hauptsache ist. Die Wohlfeilheit des Getreides und des Schweinefleisches dürfte aber jetzt die Canadier zwingen, mehr als vormahls Flachs zum eigenen Hausbedarf zu spinnen, weil ihre Erzeugnisse zu wohlfeil geworden sind, um sich ihre Kleidung künftig von den Kaufleuten zu kaufen.

18.

Medicinische Kräuter und Pflanzen in Canada.

Da unsere Felder und Wälder bisher noch nicht von geschickten Botanikern, und weder von den Doctoren Hoppe und Hornschuch, noch vom Baron Humboldt untersucht worden sind, so wissen wir noch wenig von den Heilkräften der hiesigen Pflanzen. Zwar sind die Indianer hiervon sehr wohl unterrichtet, aber diese mißtrauischen Menschen sind in nichts geheimnißvoller als in ihrer Heilkunde. Es war eine Zeit, wo man sehr viel Gensing-Wurzel aus Canada nach Frankreich führte. Sie hat, wenn sie getrocknet worden, den süßen Geschmack der Lakrizen-Wurzel; aber dabey aromatische Bitterkeit. Von Frankreich hat man eine sehr große Masse dieser Wurzeln nach China ausgeführt; aber man wollte wenig Arbeit an die Dörrung wenden, und trocknete sie so unvorsichtig in den Backöfen und auf Darren, daß die klugen Chinesen, welche unter allen Völkern allein die Wurzel schätzen, bald fanden, daß sie durch die zu starke Dörrung ihre wohlthätigen Eigenschaften verloren habe. Noch immer wächst in Ober-Canada viel Gensing; aber man kann ihn nicht mehr verkaufen.

In Europa hält man die Capillar-Pflanze oder Mädchenhaar (Adianthum, Linn.) für ein Gift, welches rasende Fieber herbey führt; in Canada hat man dagegen den Glauben, daß sie ein Heilmittel wider die Fieber sey.

Die kriechende Sassaparilla und Bittersüß nutzen die Canadier als Stärkungsmittel; sie sind zur Blutreinigung nützlich.

Als adstringirende Mittel braucht man die Bitterwurzel und die Ranunkel, und heilt damit die Ruhr.

Die Gentianwurzel braucht man gegen alle Gichtbeschwerden.

Die im Geschmacke so stechende und in der Wirkung reitzende und schweißtreibende Seneka-Schlangenwurzel gebraucht man allgemein wider Fieber, Kälte in den Gliedern und Knochenschmerzen.

Die Wurzeln der Brombeeren und jene Schlangenwurzeln braucht man zur Heilung des Krebſes, der Finnen, dicker Hälſe und geſchwollenen Mundes.

Frauenmünze, Iſop, Wurmholz, Waſſerkreſſe, Piſang, Marſch, Malven, Flöhkraut (Pulegium, Linn.), und andere aromatiſche Pflanzen der Materia medica ſcheinen hier einheimiſch zu ſeyn; denn man ſieht ſie überall.

Der Decoct von Branntwein und Blutwurzeln, deren blutrother Saft ausſtrömt, wenn man ſolche aus einander bricht, iſt ein allgemeines Heilmittel wider die Gicht.

Der Sumach wird in Canada 10 Fuß hoch, und liefert eine Menge dunkelrother Beeren, welche die Canadier zu ihrem Eſſig benutzen, die Färbekraft dieſer Pflanze jedoch nicht kennen.

Wohl kennen ſie aber den ſogenannten Giftbaum dieſes Geſchlechts, welcher auf feuchtem Boden wächſt. Die Ausdünſtung dieſes Baumes iſt ſogar ſchwächlichen Nerven ſo gefährlich, daß manche Menſchen ſich, ohne krank zu werden, dem Baume nicht einmahl nähern dürfen. Wenn einige Perſonen dieſen Gift-Sumach berühren, ſo ſchwellen ihnen Hände, Geſicht und Lenden, ihr ganzer Körper wird mit Geſchwüren und Blaſen bedeckt, und das Auge leidet ebenfalls dadurch ſichtbar. Dagegen gibt es andere Perſonen, welche die Zweige des Giftbaumes faſſen, und ſolche, ohne Nachtheil ihrer Geſundheit, ſich um den Leib winden können.

Auch der ſogenannte giftige Epheu, eine am Boden kriechende Schmarotzerpflanze, ſonſt aber dem Europäiſchen Epheu in nichts ähnlich, iſt in Canada bekannt. Die Franzoſen nennen dieſe Pflanze Flöhkraut, welches faſt gleiche Eigenſchaften wie der Gift-Sumach zeigt. Herr Lambert ſagt, daß, wo dieſe Pflanze ſich findet, man auch viele rothbunte Maykäfer antreffe, welche, ſo lange ſie auf den Blättern dieſer Pflanze verweilen, eine glänzende Goldfarbe haben. Nimmt man ſie aber von dieſem Baume, ſo erſcheinen ſie wieder in ihrer gewöhnlichen Farbe. — Das Heilmittel wider die Vergiftung durch Flöhkraut iſt das Einnehmen von Terpentin oder einem andern ſtarken Curmittel. Seife und ſauerer Rahm auf die Geſchwulſt gelegt, treiben das Gift aus dem Körper, und vermindern die Geſchwulſt.

Der Sauerampfer mit rother Spitze, der Fuchsſchwanz, das Wintergrünn (Pyrola, Linn), finden ſich in beyden Canada's überall.

Die Kornelkirſche und die ſtachliche Aſche (Zahnwehbaum) ſind in den weſtlichen Diſtricten häufig. Man braucht derſelben Rinde, und diejenige des wilden Kirſchbaumes als Surrogat der Fieberrinde. Das Holz der Kornelkirſche und des Buchsbaumes haben manche Ähnlichkeit, aber auch Verſchiedenheiten.

Ferner ſind in Canada einheimiſch das ſogenannte Gewürzholz, der goldene Regen, die Alantwurzel (Inula, Linn), die Lobelia und Saſſafraß.

In beyden Provinzen wächſt der Baumwollenſtrauch überflüſſig. Die eyförmige Hülſe desſelben iſt ungefähr 6 Zoll lang und hat eine weiche ſeidenartige Wolle. Man ſtopft damit die Betten in Ermangelung der Federn, ich glaube aber, daß die Wolle auch ſpinnfähig iſt. Die jungen Schüſſe werden, wie der Spargel, von den Canadiſchen Bauern in Quebeck auf den Markt gebracht. Im Monathe Auguſt liegt viel Honigthau auf den Blättern, woraus ein Londoner Bürger einſtmahls einen Honigzucker bilden wollte, der auch den Plan hatte, durch geſammelte Bienen ſich Bienen-Colonien zu verſchaffen.

In vielen Gärten beyder Canada's findet man den ſogenannten Zwiebelbuſch, welcher 3 bis 4 Fuß hoch wird. Faſt an der Spitze jedes Buſches wächſt eine Traube von zwiebelförmiger Geſtalt, etwa von der Größe einer Wallnuß. Nimmt man ſolche nicht zur gehörigen Zeit ab, ſo machen die einzelnen Zwiebeln neue Schößlinge, welche aber kleiner gerathen. Man hält ſie in den Küchen von Canada für eben ſo gut als die Wurzelzwiebeln. Legt man eine der auf dieſe Art gewonnenen kleinen Zwiebeln im Herbſte in die Erde, ſo macht dieſe Zwiebel nicht bloß viele Schüſſe, ſondern vergrößert ſich auch in der Subſtanz wie eine Wurzelzwiebel; doch liefert ſie in dieſem Jahre noch keine Buſchzwiebeln. Bewahrt man aber die Mutterzwiebel bis zum nächſten Frühjahre auf, und legt ſie dann in die Erde, ſo liefert ſie eine gute Menge der Buſchzwiebeln.

Eines der erſten Gewächſe des Frühjahres in Canada iſt der Knoblauch. So wie der Schnee verſchwindet, bedeckt ſich die Erde in den Wäldern allgemein mit dieſem Kraute, welches alle vierfüßigen Thiere gern freſſen; aber in den erſten fünf Wochen ſchmeckt Milch und Butter allgemein nach Knoblauch. Weiterhin hat der Waldknoblauch alle möglichen Farben in ſeinen Blumen.

Ein anderes gemeines Gewächs in Canada iſt die wilde Rübe (Turnip). Die Wurzel dieſes Krautes iſt der weißen Rübe ſehr gleich. Der Stamm wächſt 2 bis 3 Fuß hoch, und hat ſchöne buntgefärbte Blätter, welche jedoch keine Ähnlichkeit mit Europäiſchen Rübenblättern haben. Die Blüthe iſt etwas tulpenartig, und die Wurzel ein Hausmittel in Canada wider Leibſchmerzen. Übrigens iſt der Geſchmack der Wurzel noch ſchärfer als Cayenne-Pfeffer.

Der Wachholderbaum nimmt ſich hier durch ſein Immergrün trefflich aus, und hat ſehr viele Beeren, welche einen guten Ausfuhr-Artikel nach Europa bilden könnten.

Das hiesige Rennthier-Moos, eine Gattung wilden Hafers, und grobes Riedgras wachsen in den Sümpfen und kleinen Seen.

Der See-Pisang, der See-Hederich, der sogenannte Lauriger, und die See-Erbse sind in Canada gewiß einheimisch; denn selbst die Indianer benutzen solche.

Das sogenannte Indianische wohlriechende Gras dient in Canada statt des Lavendels; ertheilt den Kleidungsstücken, wenn es zwischen solche gelegt wird, einen Wohlgeruch, und hält Ungeziefer davon ab.

Statt des Thees braucht der Canadier eine Menge von Knospen oder Blättern, und statt des Kaffeh's, Alles, was man in Europa demselben zu substituiren gewohnt ist.

19.

Naturmerkwürdigkeiten von Ober-Canada.

Der Strudel zwischen den Wasserfällen des Niagara und dem Dorfe Queenstown ist bisher noch nicht von den Naturforschern erklärt worden. Er findet sich im Flusse Niagara nahe bey einem steilen, 200 Fuß hohen Ufer. Bäume von ungeheurer Größe umschatten diesen Strudel von allen Seiten, und scheinen gewisser Maßen in steter Bewegung zu seyn. Der Fluß fließt oberwärts sehr schnell, und ist, in einem nur 150 Englischen Ellen breiten Canal, sehr tief; im Strudel erweitert er sich auf wenigstens 500 Fuß Diameter eyförmiger Gestalt, so daß der Umkreis des Strudels wenigstens 6000 Fuß ist. Nahe bey dem Strudel wird der Strom schneller, und fällt mit Tosen über einen Damm 50 Fuß tief in das Becken des Strudels; dann läuft der Fluß nördlich mit Heftigkeit rund um die Felsen, welche ihn umgeben, und erlangt erst jenseits eines überhängenden felsigen Vorgebirges seinen ruhigern vorigen Lauf wieder. Alle 5 oder 6 Minuten bildet sich hier eine starke Fluth, welche etwa von einer halben Stunde zur andern um 80 Zoll steigt und fällt. Alles, was auf dem Wasser schwimmt, und zufällig in diesen Strudel kommt, bleibt darin mehrere Tage, bis es endlich am äußersten Rande des Strudels ausgeworfen oder vom schnellen Strome in den gewöhnlichen Canal weggerissen wird. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Strudels, daß er in der Mitte nicht, wie anderswo der Fall ist, Wirbel drehet.

Die Wasserfälle zu West, Flamborough und im Districte Gore sind, weil sie abgelegen sind, wenig bekannt. Sie liegen nur eine

halbe Meile von einander entfernt, aber an zwey verschiedenen kleinen Flüssen, die in geringer Entfernung vom untersten Falle sich mit einander vereinigen, dann durch das Dorf Cootes-Paradies fließen, und nachher in die Burlington-Bay stürzen. Das Wasser des sogenannten großen Falles stürzt ungefähr 130 Fuß hinab mitten durch ausgewaschene Felsen. Unterwärts des Falles strömt der Fluß im Schlangenlaufe durch eines der wildesten Thäler, welche ich jemahls sah.

Fast noch romantischer ist der sogenannte kleine Fall, von dem man nichts eher sieht, als bis man wenige Fuß von ihm entfernt ist, und selbst diese Annäherung ist schwer wegen des vielen Unterbusches und der ungeheuren Bäume, deren tiefhängende Zweige die Ansicht des ganzen Falles hindern.

Ehe man zu diesem Falle kommt, fließt der kleine Fluß in einem engen Canale durch die Spitze eines felsigen Hügels, welcher etwa 200 Fuß höher als das nahe gelegene Land ist. Daher scheint hier gleichsam durch eine Erschütterung der Felsen gespalten zu seyn. Das untenliegende Thal hat das wildeste Ansehen. Man sieht darin große Bäume, welche entwurzelt zwischen ungeheuren Felsenblöcken da liegen. Die Wassermasse, welche hinabstürzt, ist freylich nicht gar groß; aber der steile Fall beträgt 150 Fuß. Auch ist natürlich im Winter wegen mehreren Wassers der Fall weit schöner, wenn besonders die Kälte den Damm von dem Reife gefrieren läßt, womit die nahen Bäume bedeckt sind.

In einem Thale zwischen Flamborough, West und Ankaster erblickt man eine halbe Meile von diesem Felsen eine Mineral-Quelle, welche, nach ihrem starken Geruche, höchst schwefelhaltig ist. Es kommen meilenweit die Thiere her, um von diesem Wasser zu trinken.

Nahe bey Long-Point erblickt man eine noch stärkere Schwefelquelle, da alle Steine am Ufer mit reinem Schwefel incrustirt sind. Nicht weit von dem berühmten Wasserfalle Niagara dunstet eine Quelle so reines Schwefelgas aus, daß es sofort eine Fackel anzündet. Man benutzt dieses Wasser zur Heilung der Hautkrankheiten; es ist aber noch nicht chemisch untersucht worden.

In der Mitte des Flusses Themse, nicht weit vom Flusse Delaware, liefert dieser Fluß täglich einige Quarter mineralischen Öhls, welches sehr übel riecht, aber die Ungelenksamkeit der Glieder der Gichtkranken heilen soll; indem man es oft sowohl innerlich als äußerlich gebraucht.

Man findet überall in Ober-Canada Salzquellen. Da aber die Salzgewinnung mit Mühe und Kosten verbunden ist, und wenige Landbesitzer ein Capital haben, so kauft man das meiste Salz lie-

ber von den Amerikanern, da die Provincial-Regierung in Ober-Canada sich wenig um den Wohlstand der Provinz bekümmert; aber desto eifriger dafür sorgt, daß der arme Einwanderer, welcher sich einbildet, daß er sein Loos in der Wildniß umsonst bekommen werde, 50 Dollars Kanzelley-Gebühren von jedem 100 Acker bezahlen muß. Man hat sogar die Abgabe auf die Einfuhr des Salzes aus den vereinigten Staaten vermindert.

Gyps- oder Kalk-Sulphat findet man verschiedentlich in Ober-Canada, besonders aber am Flusse Ouse Auch hier zeigt sich das Gypsen der Saaten auf armen Sandboden von geringem Nutzen. Der Acker bedarf für die Saat des Mais nur etwa ein Weinglas voll des Gypses, und wenn man Weitzen mit dem Wurfe säet, etwa 4 bis 5 Bushel.

Ober-Canada besitzt gute Mergel-Lager, Pfeifenthon und Bleyweiß, so wie an den Ufern des Sees Gananoqui, und überhaupt in Ober-Canada, Schwarzbley und gelben Ocker.

Canada ist sehr reich an Eisen, besonders an dem sogenannten Hagelerz. Demungeachtet besitzt die Provinz erst zwey Eisengießereyen, von denen die eine für Rechnung eines Hauses in Neu-York und die andere für ein Dubliner Haus betrieben wird. Da indessen jeder Arbeiter 40 L. St. bey freyer Kost und Wohnung jährlich an Gehalt bekommt, so hat eine solche Fabrik Mühe, zu bestehen, so sehr man auch zum Sieden der Pottasche, zum Zuckerkochen und überhaupt für den Haushalt eiserner Geräthe bedarf. Die Dubliner Eisengießerey zu Marmora, im Mittelländischen Districte, verkauft alles Eisengut in einzelnen Stücken das Pfund zu 2 Ggr. 8 Pf., den Zentner Stangeneisen zu 6 Rthlr. 16 Ggr., und das Pfund Stahl zu 4 Ggr.

20.

Klima in beyden Canada's. — Wirkungen des Frostes auf den menschlichen Körper. — Meteorologische Bemerkungen. — Krankheiten. — Das Nordlicht und andere atmosphärische Beobachtungen.

Es hat keinen Zweifel, daß, wenn Nord-Amerika mehr als bisher von Bäumen gereiniget und seine Sümpfe entwässert seyn werden, alsdann das Klima sich sehr verändern würde. Noch sind 95 Procent des Bodens in Canada Urwald, und schon bemerkt man, daß die Luft milder geworden ist, daß die den Menschen so lästigen Gewürme und Insecten abgenommen haben, daß manche Sümpfe

verſchwunden ſind, daß Menſchen und Thiere, wo die Sonne Zutritt hat, ſich beſſer befinden, ſowohl im Winter als im Sommer. Dagegen ſind manche kleine Bäche verſchwunden, ſo wie man die alten Waldbäume ausrottete, zwiſchen denen ſie ſich ſchlängelten. Auch nimmt die Feuchtigkeit der Atmoſphäre ab, ſobald die Maſſe der Bäume in einer Gegend ſich vermindert. In Nieder-Canada fängt der Winter ſchon mit dem 20. October an, und der Schnee pflegt bis zum 16. Aprill zu liegen. Im Winter wechſelt dort die Kälte von 10 Grad über Zero bis 30 Grad unter Zero. Im weſtlichen Ober-Canada fängt der Winter erſt in der Mitte des Decembers an, und der Schnee verſchwindet gegen das Ende des März-Monathes, aber die Grade der Kälte ſind in Ober- und Nieder-Canada ungefähr gleich. In Ober-Canada dauert der Sommer länger, und iſt heißer, als in Nieder-Canada.

Der mit Kleidung wohlverſehene Canadier erträgt die Kälte ohne Beſchwerde, wenn gleich bisweilen Säufer unter Weges erfrieren, oder ſich Glieder abnehmen laſſen müſſen, oder große Unvorſichtigkeiten dieſe natürliche Folge haben; aber bey der großen Hitze in Ober-Canada wird Mancher oft einige Monathe bettlägerig.

Das Reſultat meiner meteorologiſchen Bemerkungen iſt, daß, wenn es in Ober-Canada einmahl zu frieren angefangen hat, der Froſt vor dem Frühjahre wenig unterbrochen wird; auch fällt dort der Schnee ſelten über zwey Fuß hoch. Im Winter pflegt man hier zu reiſen und die Güter zu transportiren; aber in den neuen Niederlaſſungen iſt noch mancher Baumſtumpf in den Wegen nicht verfault. Man fährt gern Schlitten, und kleidet ſich auf Winterreiſen ſehr warm in einen Bärenpelz mit einer Fußdecke von Büffelhaut. Zeitig im Frühjahre verſchwindet der Schnee. Der Landmann fängt vom 1. Aprill an zu pflügen, ſäet am 20. ſeinen Sommerweitzen, und am Ende des Mays ſeine Gerſte und ſeine Kartoffeln.

In den erſten Tagen des Juny wird das Wetter warm, und es zeigen ſich Wechſelfieber. Stehende Waſſer veranlaſſen dieſe Unpäßlichkeiten nicht, und ich möchte auch nicht behaupten, daß faulende Vegetabilien dieſe Krankheit begründen; wenigſtens nehme ich nicht an, daß eine ſolche Luft die alleinige Urſache iſt; denn dieſe Fäulung exiſtirt allenthalben, und doch nimmt man nicht überall Fieberkrankheiten wahr, welche auch nicht gerade immer in niedrigen Gegenden herrſchen. Selbſt in den ſehr ſumpfigen Provinzen Ober-Canada's herrſchen die böſen Fieber nur hier und da, indeſſen es in den weſtlichen Provinzen nur wenige Perſonen von 20 Jahren gibt, welche nicht mehrere Mahl vom Fieber heimgeſucht worden ſind. Am ärgſten wütheten die Wechſelfieber und Gallenkrankheiten im

Sommer 1819. Der damahlige Sommer war ungemein heiß, aber auch trocken, und von zehn Familien blieb kaum eine vom Fieber verschont. Merkwürdig ist, daß zu gleicher Zeit Ober-Canada, im Vergleiche mit dem Gebiethe der vereinigten Staaten, unter gleicher Gradbreite gesunder zu seyn schien; denn die Fieber in Ober-Canada tödteten wenige Menschen, und dagegen viele Tausende in den vereinigten Staaten, besonders in den Seestädten, wo das gelbe Fieber wüthete. Ich halte daher Canada und selbst Ober-Canada im Ganzen für ein sehr gesundes Land.

Doctor Dwight macht über das Verderbniß der Luft durch Fäulung, besonders animalischer Körper, folgende Bemerkung:

„Vor einigen Jahren warf ich eine Quantität Pfeffer in einen Wasser-Eimer, und nahm wahr, daß nach einigen Tagen ein dünner Schaum die Oberfläche bedeckte; auch daß einige Tage nachher das Mikroscop bewies, daß darin eine Menge kleiner Thiere lebe. Ich untersuchte zwey oder drey Tage später den Schaum abermahls, und fand keine Spur von lebendigen Thieren. Nach einiger Zeit entdeckte ich wieder eine große Menge lebender Thiere in diesem Schaume. Es wechselten diese Perioden des Lebens und des Todes, bis das Wasser so stinkend geworden war, daß es keine weitere Untersuchung litt. Ich schließe daraus, daß die erste Generation ihre Eyer legte, und dann starb, und daß der nähmliche Wechsel sich mehrere Mahl erneuert hat. Die Fäulung dieser kleinen gestorbenen Thiere war weit erstickender, als die Ausdünstung großer Thiere. Wenn meine Lunge diese Ausdünstungen einsog, so schien mir fast, als wenn meine Lebenskraft abnehme. Ein ganz eigenthümliches Stechen begleitete diesen üblen Geruch, und schien die Lebenskraft mehr anzugreifen, als alles Übrige, was sonst den Menschen unmuthig zu machen pflegt. Der Schaum, der dieses Pfefferwasser bedeckte, glich dem Schaume, welchen man in heißer Jahreszeit auf sumpfigen Gewässern bemerkt, die der Sonne ausgesetzt sind. Zur Production, und noch mehr zur Unterhaltung der kleinen Thiere scheint die vegetabilische Fäulung nöthig zu seyn, oder sie wenigstens zu begleiten. In diesem Neste bildet sich die Lebenskraft vieler kleinen Thiere, oder die Fäulung ist gerade ihr Futter. Es ist folglich nicht das stehende Wasser, sondern das Faulen der animalischen Körper, was die Atmosphäre verdirbt. Nur da, wo sich viel Schaum auf den stehenden Gewässern zeigt, ist die Nachbarschaft ungesund.“

Dennoch muß ich bemerken, daß man im westlichen Ober-Canada sehr wenig stehendes Gewässer antrifft, und daß die vorhandenen stehenden Gewässer stets trinkbar bleiben, und von Schaum so frey sind, als in solcher Lage ein Wasser seyn kann. Es fließt

ihnen nähmlich in der heißen Jahreszeit viel kaltes Quellwasser zu, und diese Kälte mag dort der Fäulniß hinderlich seyn. Ungeachtet man diesen Zufluß kalter Quellen zu den stehenden Gewässern weder im östlichen Ober-Canada noch in Nieder-Canada findet, herrschen dennoch dort die Faul- und Wechselfieber nicht. Das Wetter ist in Canada am kältesten, wenn die Luft rein und klar ist und der Wind aus Nordwesten wehet. So lange das Queckſilber unter Zero steht, fällt selten Schnee. Daß aber der Frost hier stark ist, beweiset der Umstand, daß, wenn man Wasser möglichst hoch in die Luft schleudert, solches vollkommen krystallisirt zur Erde niederschlägt. In Ober-Canada haben wir selten Regen in den Winter-Monathen. Wenn dieses aber der Fall ist, so haben wir immer einen starken Frost, und bey solcher Gelegenheit pflegen alle Zweige unserer Bäume im Eise zu stehen. Im nächtlichen Mondenscheine scheinen die Spitzen der Bäume vergoldet, auch Perlen und Amethiste überall verbreitet zu seyn. Der sonst grüne Rasen hat ein reines Weiß und contrastirt mit dem Schatten der großen dunklen Stämme.

In den Monathen Juny, July und August erleuchtet der Nordschein unsern Horizont, unsere Wälder, Felder und Häuser. Der Nordschein ist stets mit einem zischenden Geräusche verbunden. Die Wolken, welche am östlichen Horizonte bleiben, fangen erst an vom Norden und nachher vom Süden aus sich zu entladen. Sie funkeln von einem Ende des Horizontes zum andern, centralisiren sich aber in der Mitte, und schießen von dort Strahlen so schnell wie der Blitz, zeigen auch jede Mannigfaltigkeit des Schattens vom tiefsten Hochroth bis zum blassesten Gelb. Die Blitze sind Anfangs nur schwach, werden aber immer heller, bis der ganze Horizont vom Norden, Osten und Süden bis zum vertikalen Central-Punct des Gewölbes gleichsam mit Feuerwerken bedeckt ist. Ich habe oft im freyen Felde die wechselnde Bewegung dieser erhabenen Lufterscheinung beobachtet.

Übrigens hat Canada oft sehr starke Gewitter.

21.

Kurze Geschichte von Canada, bis solches im Jahre 1760 unter Brittische Hoheit gelangte.

Es war im Frühjahre 1497, während der Regierung des Königs Heinrich VII. von England, daß der Italiäner Cabot auf Entdeckungen mit sechs wohlausgerüsteten Schiffen nach Nord-Amerika aussegelte. Er entdeckte im Juny dieses Jahres die Insel Neu-Foundland, und nachher die Insel St. John, und erreichte dann

das feſte Land, indem er weiter nach Weſten ſegelte bis 67½ Grad N. B.; aber er nahm nirgends von dem entdeckten Lande wirklich Beſitz, und England bekümmerte ſich nicht weiter um dieſe Entdeckung. Im Jahre 1506 ſegelte der Franzoſe Denys von Honfleur nach Neu-Foundland, lief in den St. Lorenz-Golf ein, nahm eine Karte vom Golf und von der benachbarten Küſte auf, fing einige Fiſche auf der großen Bank, und kehrte dann nach Frankreich zurück. Im Jahre 1508 lief der Capitän Thomas Aubert von Dieppe aus, ſegelte den Lorenz-Fluß hinauf, und nahm einige Eingeborne mit Gewalt nach Frankreich, welche er dort in den großen Städten für Geld zeigte. Im Jahre 1517 fiſchten nicht weniger als 50 Spanier, Franzoſen und Portugieſen auf der Bank von Neu-Foundland. — Im Jahre 1522 hatte Neu-Foundland an verſchiedenen Stellen der Inſel 50 von Europäern bewohnte Häuſer; aber im Jahre 1535 ſegelte der Seefahrer Jacques Cartier aus St. Malo den St. Lorenz-Fluß bis zum Niagara hinauf, nahm das ſogenannte Neu-Frankreich in Beſitz, ſchloß Tractate mit den Eingebornen, überwinterte dort, und baute daſelbſt eine Feſtung. Auf der Rückreiſe beſuchte er die große Indianiſche Niederlaſſung Hochelaga, wo jetzt Montreal ſteht, und nannte den Fluß St. Lorenz, weil er in ſolchem am Feſttage dieſes Heiligen einlief; aber ſein Vaterland belohnte ſeine Verdienſte ſchlecht; denn im Jahre 1540 begleitete er den Vice-König Roberval als gemeiner Steuermann. Erſt im Jahre 1581 erneuerten ſich wieder die freundlichen Verbindungen zwiſchen Frankreich und den Wilden in Canada. Allein im Jahre 1591 kam auch der Engliſche Capitän George Drake hierher, und machte viel Aufhebens von der Wichtigkeit der neuen Colonie; dieſes bewog aber den König von Frankreich, eine neue Expedition unter dem unternehmenden la Roche nach Canada zu ſenden. Im Jahre 1600 führte Frankreich ſchon einen beträchtlichen Pelzhandel nach Canada; aber erſt am 3. July 1608 gründete der Franzöſiſche Capitän Champlain die Stadt Quebeck, welche indeſſen erſt 1626 eine reguläre Stadt wurde. Die meiſten Coloniſten waren Reformirte, und auch die Statthalter bis 1627 beſtändig von dieſer Religion; denn damahls befahl der Cardinal Richelieu, daß die höchſten Provincial-Würden nur von Katholiſchen bekleidet werden ſollten.

Im Jahre 1629 nahm der Engliſche Commodore David Kertk Beſitz von Canada, und zwang den Franzöſiſchen Statthalter Champlain zu capituliren; aber im Tractate von St. Germain von 1632 trat König Carl I. von England Canada und Cap Breton wieder an Frankreich ab; Champlain wurde dort wieder Statthalter, und ſtarb daſelbſt 1635. Im Jahre 1639 legte eine reiche fromme Ka-

tholikinn zu Quebeck das Urſuliner-Nonnenkloſter an, und im Jahre 1640 brachte Maiſonneuve, ein Edelmann aus der Champagne, eine Zahl Familien von Frankreich nach Montreal, und er, mit vier und dreyßig andern Edelleuten, erhielten unter der Bedingung der Bevölkerung eine Zahl großer Herrſchaften in den Wildniſſen von Canada.

Im Jahre 1759 gelang es dem tapfern Engliſchen General Wolf, den Grund zur Eroberung von Canada zu legen, welches 1760 erſt völlig unterworfen wurde. Damahls war aber die ganze Europäiſche Bevölkerung nur 60,000 Seelen. Es wurden aber viele tauſend neue Anſiedler, welche während des Krieges mit Frankreich im Heere gedient hatten, mit Land in Canada beſchenkt.

Im Jahre 1775 verſuchten die Amerikaniſchen Generale Montgomery und Arnold, Quebeck zu nehmen, wurden aber zurück geſchlagen.

Nach dem Frieden mit den vereinigten Freyſtaaten im Jahre 1783 hatte Nieder-Canada eine Bevölkerung von 113,000 Seelen, und Ober-Canada von 10,000.

22.

Blicke in die Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung von Nieder-Canada, ſowohl im Innern als im Äußern, und in mancher Beziehung auf die ſonderbaren Social-Verhältniſſe.

Erſt ſeit dem Jahre 1660 wurde die Colonie Canada durch Geſetze, und früher bloß durch Willkühr der Beamten regiert. Bis dahin kannte man nur die höchſte Autorität der Militär-Regierung, an deren Spitze der Statthalter oder ſein Stellvertreter ſtand. Die Entſcheidungen dieſes Mannes waren nicht immer der Unſchuld günſtig; aber freylich auch nicht immer für den Schuldigen gnädig. Die ungeheuren Mißbräuche dieſer verkehrten Einrichtungen waren Schuld daran, daß ein Civil-Gericht niedergeſetzt wurde, welches nach dem Rechtsherkommen der Stadt Paris Recht ſprechen ſollte. Dieſes Tribunal exiſtirte noch, als Canada unter Engliſche Oberhoheit gerieth. Seit der Eroberung bis 1774 galten zur Rechts-Norm der Privaten Englands Geſetze und Herkommen, welche, was faſt unglaublich ſcheint, weder die Regierten noch die Beamten in ihrem Umfange kannten. In den Städten Quebeck und Trois-Rivières waren Officiere der Linien-Truppen, die durch Erziehung und Bildung mit dem Champagner und Burgunder Frankreichs bekannter

waren, als mit den Rechtslehrern Coke und Blackſtone, ſowohl Civil- als Criminal-Richter. In Montreal wählte man die Richter aus den angeſehenſten dort lebenden Britten; aber Männer, welche nach der Berichtserſtattung des Generals Murray an die Ober-Colonial-Behörde als Leute von gemeiner Erziehung beſchrieben werden, Geld machen wollten, aber nicht ſehr gewiſſenhaft in der Wahl der Mittel zum Reichthume waren. Er nennt ſie Menſchen von der höchſten Immoralität. Über die Ungerechtigkeiten dieſer Richter klagte der zahlreiche aus Frankreich gebürtige Adel, welcher auf das Alter und die Kriegsdienſte ſeiner Ahnen ſtolz war. Während dieſer ſchlechten Juſtiz-Verwaltung herrſchte Unordnung und allgemeine Unzufriedenheit in Canada.

Im Jahre 1774 ſtellte das Brittiſche Parlament das alte Franzöſiſche Civil-Recht, welches zur Zeit der Eroberung dort galt, als Norm des Rechtes wieder her. Aber im Criminal-Rechte blieben die Engliſchen Geſetze gültig. Die Zehenten an die katholiſche Geiſtlichkeit wurden wieder neben der Gutshoheit in den alten Herrſchaften der Canadiſchen Edelleute hergeſtellt. Die Geiſtlichkeit und der Landes-Adel waren nun befriediget, und die äußere Ruhe in Canada wieder hergeſtellt.

Im Jahre 1791 änderte dieſen Rechtszuſtand eine neue parlamentariſche Bill ab.

Seitdem verwaltet die Regierung in Nieder-Canada ein Statthalter oder Stellvertreter desſelben, ein geſetzgebender und ein die Geſetze vollziehender Rath, und endlich ein Unterhaus.

Den geſetzgebenden Körper bilden ſechs und zwanzig vom Könige ernannte Perſonen aus eingebornen oder naturaliſirten Canadiern. Ihr Amt währt lebenslänglich, es ſey denn, daß ſie ohne königliche Erlaubniß über vier Jahre außerhalb des Landes abweſend wären.

Der Vollziehungsrath beſteht aus dreyzehn vom Könige ernannten Mitgliedern, mit allen Rechten des königlichen geheimen Rathes in England.

Das Unterhaus (House of Assembly) zählt jetzt 50 Perſonen. Solche werden auf vier Jahre von Perſonen erwählt, welche auf dem Lande ein jährliches reines Einkommen von zwey Pf. St. haben; aber in den Städten und Marktflecken jeder entweder von ſeinem Grundeigenthume fünf Pf. St. Einkommen beſitzt, und an dem Orte, wo er das Wahlrecht ausüben will, zwölf Monathe bereits gewohnt hat.

In beyden Canada's gelten die Engliſchen Criminal-Geſetze, welche dort durch zwey Oberrichter und ſechs Beyſitzer, einen Fiscal und einen Staatsanwalt verwaltet werden. Einen beſondern Cri-

minal-Richter hat der District Trois-Rivières, und eben so der District Gaspe; das Vice-Admiralitäts-Gericht in Quebeck hat auch einen besondern Richter.

Im allgemeinen Appellations-Gerichte ist der Statthalter und der Unterstatthalter Vorstand. Auch sitzen darin fünf Glieder des Vollziehungs-Rathes und die Advokaten, welche vorher in dem Prozesse keiner Partey beyräthig gewesen sind. Von den Erkenntnissen dieses Rathes kann man noch an den geheimen Rath des Königs in London appelliren.

Weil die alten und neuen Gesetze sich so häufig widersprechen, weil ferner die Richter in der Erklärung dessen, was Gesetz ist, so uneinig sind, und über manche Gegenstände die Gesetze gänzlich fehlen, so sind leider in Canada die Prozesse sehr häufig, und den dortigen Richtern fehlt die große Gesetzkenntniß und die verständige Anwendung derselben, welche eine Zierde der Englischen Regierung im Mutterlande ist. Dem Advokaten fehlt eine tiefe Kenntniß der Rechte Englands, da sie entweder eingeborne Canadier oder junge Britten und Irländer sind, welche in Ermangelung eines andern besser nährenden Erwerbes, ohne vorgängige Studien des Rechtes, das Gewerbe der Sachwalter beginnen. Die Prozeß-Ordnung in Canada ist ganz willkührlich, wodurch manches Unrecht veranlaßt wird. Es fehlt der Colonie eine Rechtsschule, worin sich die Justiz-Männer bilden können.

In Nieder-Canada gilt noch immer das sogenannte Pariser Recht in der Form des Jahres 1666. Wenn dieses schweigt, so gilt das Römische Recht, und wenn das Pariser Recht schweigt oder undeutlich ist, so sollen die Edicte, Declarationen und Befehle der Französischen Statthalter mit Ausnahme der Verbesserungen der Englischen Parlaments-Acten über Canada und des Englischen Criminal-Rechtes im Ganzen gelten.

Das Criminal-Recht ist durchaus Englisch. — Im Civil-Rechte wird manche Rechtsungewißheit durch die in Nieder-Canada geltende Gutshoheit mit den Privilegien und dem Herrschafts- und Lehens-Herkommen für Edelleute und Bauern, durch die Abweichung in der Erbfolge der liegenden und fahrenden Habe, dem Brautschatze und der Gütergemeinschaft veranlaßt. — Die Handels-Gesetzgebung ist vollkommen der Englischen gleich; nur kennt man in Canada keine Geschwornen. — Das Seerecht des Vice-Admiralitäts-Hofes in Quebeck ist ganz Englisch.

In Ober-Canada ist alles von der Krone eingewiesene Grundeigenthum allodial und frey von jeder Lehensbarkeit; aber in Nieder-Canada ist alles Land, welches die Könige von Frankreich an Edel-

leute und Bauern bewilligten, den Lehens-Rechten und der Lehens-Erbfolge unterworfen.

Bey der ersten Niederlassung in Canada erlangten begünstigte Personen vom Civil oder Militär als sogenannte Herrschaften große Landstrecken. Diese Gutsherren waren meistens Edelleute von geringem Vermögen, ohne landwirthschaftliche Kenntnisse, und ohne Neigung, sich mit der Landwirthschaft zu beschäftigen oder sich davon zu ernähren. Daher fiel ihnen nicht ein, die Cultur des Bodens für eigene Rechnung unternehmen zu lassen. Statt dessen wiesen sie einen großen Theil ihres Gebiethes zur Nutzung den Kriegern an, welche aus Frankreich gebürtig, eine Neigung bezeigten, nach vollendeter Zeit ihres Kriegsdienstes in Canada zu bleiben, und an andere aus Frankreich ausgewanderte Personen, welche ihnen empfohlen worden waren. Jede solche eingewiesene Landstelle war ungefähr 240 Acker groß, am St. Lorenz-Flusse, 3 Acker breit, und hatte eine Länge von 80 Ackern. Für diese Einweisung erhielt der Gutsherr einen ewigen Erbzins und einen kleinen jährlichen Zins von 20 bis 40 Groschen von einem Paar Hühner, einer Gans oder einem Bushel (etwa 60 Pf.) Weitzen. Die Erbpächter mußten ihr Korn auf der gutsherrlichen Mühle mahlen lassen, und entrichteten dafür den vierzehnten Scheffel als Mühlenmatte. Zu gleicher Zeit gründeten diese klugen Gutsherren, wenn sie das Land auf diese vortheilhafte Bedingung loswerden konnten, auf 20, 30 und 40 oder mehrere Jahre Zeit-Pachtcontracte, während deren sie eine verabredete bestimmte Pacht empfingen, und dem Pächter die Ausrottungen vornehmen ließen.

Am nachtheiligsten waren für die Canadischen Bauern und für die Vervollkommnung der dortigen Landwirthschaft das dort eingeführte Gutsherren-Recht (lods et ventes) oder Abgaben auf alle Veränderungen des Eigenthumes in dienender Hand in Allodial-Einweisungen. Vermöge dieses herkömmlichen Rechtes empfängt der Gutsherr bey jeder Veränderung in der frohndenden Hand, d. h.: derjenigen des Bauers, ein Zwölftel des Kaufgeldes. Dieses Zwölftel muß der Käufer einer Landstelle außer dem bedungenen Kaufgelde erlegen. Damit aber der Gutsherr sicher ist, daß er bey der Angabe des Kaufpreises im Contracte nicht betrogen werde, so hat der Gutsherr jedes Mahl das Vorkaufs-Recht gegen Erlegung des im Contracte benannten Kaufpreises, wenn er die Meynung hegt, daß das Gut mehr werth sey, und sich in vierzig Tagen nach der Vorlegung des Kauf-Contractes erklärt, daß er das Gut behalten wolle.

Nach dem Lehenrechte wird in Nieder-Canada eine Landstelle erworben, wenn der belehnte Bauer verspricht, seinem Gutsherrn treu und hold zu seyn, und ihm für die Nutzung des Lehens gewisse

feste Zinsen zu entrichten. Der Belehnte muß ferner folgende Abgaben seinem Lehensherrn entrichten. Erstlich die Quinte, nähmlich den fünften Theil des Kaufgeldes oder des Tauschpreises. Von dieser Abgabe sind nur die Erben durch Erbrecht in niedersteigender Linie frey. Wenn der Käufer die Quinte auf der Stelle bezahlt, so ist er zum Rabbat von zwey Drittheilen des Belanges berechtiget.

Ferner gebührt dem Lehensherrn das Relief, d. h.: in gewissen Veränderungsfällen das Einkommen des Lehengutes in einem Jahre. Wenn das Lehen vom alten Besitzer auf den nächsten Erben in auf- oder niedersteigender Linie vererbt wird, so ist der belehnte Meierpflichtige seinem Guts- und Lehensherrn nichts als Treue und Gehorsam schuldig. Wenn aber das Lehen- oder Meiergut an einen Seitenverwandten durch Erbrecht gelangt, so muß der Neubemeierte dem Lehen- oder Meierherrn das Relief zahlen, und damit der Lehens- oder Meierherr nicht betrogen werde, so hat derselbe das Recht, die Natural-Nutzung des Gutes anzunehmen, wenn der Neubemeierte das Einkommen des ersten Jahres zu niedrig anschlägt.

Ganz anders ist aber das Erbfolge-Recht bey Successionen in herrschender Hand (in manu dominante). Der älteste Sohn, wenn mehr als zwey Söhne vorhanden sind, erhält das sogenannte Schloß oder die Burg mit einem Acker des daran stoßenden Gartens, die alleinige Nutzung der Bann-Mühlen, Bann-Pressen und Bann-Backöfen in der ganzen Herrschaft im Voraus. Die übrige Erbschaft wird unter die Erben gleich getheilt, wenn ihrer mehr als zwey sind; wenn aber nur zwey Erben vorhanden sind, so zieht der älteste Erbe außer dem bemeldeten Vorzuge zwey Drittheile des Nachlasses, und der jüngere Erbe ein Drittheil desselben. Stirbt aber der älteste Sohn ohne Nachkommen, so wird unter den überlebenden Söhnen die Erbschaft zu gleichen Theilen vertheilt.

In Canada kann ein verehelichter Mann über seine Grundstücke ohne Zustimmung seiner Gattinn disponiren; denn das sogenannte Frauenrecht gibt ihr, nachdem sie Gattinn geworden, die eine Hälfte seines Vermögens, sowohl desjenigen, was er beym Antritte der Ehe besitzt, als auch desjenigen, was ihm durch die gesetzliche Erbschaft in niedersteigender Linie zufällt. Man nennt dieses Erbrecht der Frau ihren gesetzlichen Brautschatz, und unterscheidet im Canadischen Landrechte den sogenannten beredeten Brautschatz, welcher bisweilen im Heiraths-Contracte der Ehefrau statt des gesetzlichen Brautschatzes in einer bestimmten Geldsumme zugesichert wird. Überlebt die Ehefrau ihren Ehegatten, so hat sie über das, was ihr der Mann zum Brautschatze einsetzte, weder das Recht, ein Testament zu machen, noch über die Substanz zu disponiren; denn es fällt nach

ihrem Tode an die Kinder des Ehegatten, der ihr den Brautschatz ausgesetzt hat.

Diese Gütergemeinschaft zwischen Mann und Frau hat manche Unzuträglichkeiten; denn wenn die Frau ohne Testament stirbt, so haben die Kinder das Recht, vom Vater die Hälfte seines Vermögens als Nachlaß der Mutter zu fordern. Es hilft nichts, wenn auch der Vater erklärt, daß er im Stande ist, durch die fortgesetzte Benutzung des ganzen Grundstückes die jüngeren Kinder besser zu unterhalten und zu erziehen. Es ist nicht selten der Fall, daß Kaufleute, welche es vortheilhaft finden, mit ihren Creditoren über ihre Forderungen abzuhandeln, hernach ein neues Handlungs-Comptoir unter der Firma ihrer Frauen führen, aber freylich nicht ohne starken Verdacht, daß, obgleich die Gütergemeinschaft unter den Ehegatten einmahl getrennt worden ist, dennoch solche noch immer fortdauert.

Man kann kein Grundeigenthum in Canada mit Sicherheit erwerben, wenn nicht vorher der Districts-Richter Verkaufs-Proclamationen erlassen hat. Erst wenn die Angabefrist abgelaufen ist, kann der Käufer sicher seyn, daß von ihm nicht mehr gefordert werden kann, als das Angabe-Protocoll enthält.

23.

Blicke in die Staats-Verfassung und Staats-Verwaltung Ober-Canada's, in Beziehung auf manche dortige sonderbare Social-Verhältnisse.

Das Recht und die Form der Statthalterwürde ist in beyden Canada's gleich.

Der gesetzgebende Körper besteht aus siebenzehn Räthen, welche der König auf Empfehlung des Statthalters ernennt. Dieser Körper besteht aus den angesehendsten Männern in der Provinz. Sie und die Glieder des Vollziehungs-Rathes erhalten den Titel: Ehrenveste, und sind unstreitig dieses Titels am würdigsten in der Colonie. Sie besitzen ein mäßiges Vermögen, und nach Canadischer Art einige gelehrte Bildung, und so viel Rechtschaffenheit, als man sonst vom sogenannten Amerikanischen Adel erwarten darf.

Der Vollziehungs-Rath besteht nur aus sechs Mitgliedern, welche meistens auch im gesetzgebenden Körper sitzen.

Das Haus der Repräsentanten oder der Gemeinden zählt vierzig Glieder von allen Nationen, Gewerben und Handwerkern, vom Grobschmid bis zum gelehrten Anwalt. Große Achtung kann man freylich für einen so zusammengesetzten Körper nicht haben, in wel-

chem Grobschmide, Schneider, Gastwirthe und Advokaten oft in den gemeinsten Handwerks-Ausdrücken die höchsten Interessen ihrer Committenten in Überlegung nehmen. Athletische Schreyer gelten dort bisweilen am meisten, bisweilen aber ein Kleidermacher, der, wie der Schneider Snipe, so leise spricht, daß die Zuhörer den Faden seiner Gedanken verlieren, die sie nicht hören können. Man hört darin auch manche Debatte eines Gastwirthes, und nach diesen würdigen Gliedern redet oft ein ehrbarer Anwalt, besonders wenn die Formen und Privilegien des Hauses aufrecht erhalten werden sollen.

Familien-Einfluß oder derjenige des Statthalters ist im Hause der Repräsentanten nur zu sichtlich. Einst fragte ich einen mit Canada's Verhältnissen sehr wohl bekannten Herrn, wie man dort gewöhnlich einen Sitz im Hause der Repräsentanten zu erlangen pflege. Er erwiederte: „Wenn ein Sitz in diesem Hause offen ist, so melden sich gemeiniglich vier bis fünf Bewerber, und es pflegen Dorfkrämer, Dorf-Advokaten und Glückspilze von Gastwirthen sich unter diesen zu zeigen. Wenn ein Krämer gern viel Credit gibt, so wird er gewiß zum Repräsentanten erkoren; meldet sich aber kein solcher, so wählen sie gewiß den dümmsten Menschen im Wahl-Districte, nach dem tröstenden Axiom: „Daß, wenn er nicht viel Gutes stiften werde, er auch nicht viel Schaden anrichten könne."

Doch gibt es unter diesen Gesetzgebern immer einige Männer von Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, welche mit Ehre im Brittischen Parlament Platz nehmen könnten; als: der Ober-Fiscal und der Irländische Advokat, Doctor Baldwin, der wegen seiner Rechtschaffenheit in hoher Achtung steht; ferner sind die Herren Sherwood, Hagermann und Jones mit vieler Bildung in jeder Gesellschaft, so wie die Herren Wilson und Oberst Nichols, welche allerdings Talente besitzen. Die meisten andern Herren möchten geschicktere Canal-Arbeiter als Gesetzgeber der Provinz seyn. Die Aufklärung ist in Canada schon so weit gediehen, daß die meisten Mitglieder der Repräsentanten-Kammer die Entwürfe der ihnen vorgelegten Gesetze selbst lesen können, besonders wenn sie mit großen Buchstaben geschrieben sind. Verschiedene, welche vormahls ihre Nahmen noch nicht schreiben konnten, sind wenigstens dahin gelangt, ein erträgliches Kreuz machen zu können. Da aber jetzt die Abendschulen in Nieder-Canada allgemein zu werden anfangen, so darf man hoffen, daß in den folgenden Sitzungen alle Glieder im Stande seyn werden, die geschriebenen Protocolle der Verhandlungen selbst zu lesen.

Ich bemerkte in den Wahlverhandlungen, welchen ich beywohnte, daß die Candidaten in ihrer Bewerbungsrede gemeiniglich damit anfangen, einige scandalöse Nachrichten über das Leben und den Cha-

rakter ihrer Nebenbuhler dem Publikum mitzutheilen, z. B.: daß die Väter keine rechtſchaffenen Männer und die Mütter von ſchwacher Tugend geweſen wären. Selbſt die Verwandtſchaften derſelben werden nicht geſchont. Nach Tiſche eſſen und trinken dieſe Herren, welche auf einander weidlich geſchimpft hatten, mit einander, und ſind beſonders des Abends nach der Erzählung Canadiſcher Zeitungen mit einander recht fröhlich.

So ein Candidat, welcher zu einem Sitze im Hauſe der Repräſentanten aus der Hefe der Ungebildeten, die aber doch bisweilen zu vieler Achtung ihrer Landsleute durch Reichthum und demokratiſche Umtriebe gelangt, pflegt gemeiniglich, um deſto mehr Eindruck auf die Zuhörer zu machen, ſeine zu haltende Rede an die Wahlherren in einem der Urwälder Canada's vorher zur Probe zu declamiren.

Deſſen ungeachtet muß ich geſtehen, daß es vor 10 und 20 Jahren noch weit gemeiner in unſerm Unterhauſe ausſah. Jeder Repräſentant erhält zwey Dollars Tagegeld, und zum Reiſegeld für jede Engliſche Meile vier Sgr. Dieſer Aufwand wird durch eine Familien-Steuer aufgebracht, und obgleich ſie jeden Eigenthümer nur mit einer Abgabe von vier Sgr. beſchwert, ſo nennt man ſie doch eine ſchwere Laſt; man mußte ſich jedoch entſchließen, den Repräſentanten Tagegelder auszuſetzen, weil ſich ſonſt ſchwerlich ein Dutzend ſolcher Perſonen zu dieſen Ehrenſtellen aus der ganzen Provinz gemeldet haben dürften. Es iſt hier Jedermann mit ſeinen häuslichen Angelegenheiten ſo ſehr beſchäftiget, daß ohne dieſe Unterſtützung Concurrenten gefehlt haben würden.

Bis zum Jahre 1820 wurden die Debatten nicht publicirt, ſeitdem aber ſchreiben die beyden geſchickten Irländiſchen Stenographen Carey und Collin's für einen jährlichen Gehalt die geſprochenen Reden nieder, und revidiren, corrigiren und publiciren ſolche. Wenn auf ſolche Art die gedachten Reden mit vieler Mühe überarbeitet worden ſind, laſſen ſich dieſelben freylich leſen. Wenn man aber die Wahl hätte, die wirklich gehaltenen Reden auf's Aufmerkſamſte eine ganze Seſſion hindurch anhören zu müſſen, ſo wäre dieſe Frohne der Ohren für einen gebildeten Mann eine ärgere Pein und Strafe, als die Transportation nach Van-Diemens-Land.

Die Civil-Juſtiz in Ober-Canada verwaltet der Gerichtshof von Kings-Bench mit einem Oberrichter, zwey Beyſitzern, einem Fiscal und Staats-Anwald. Jedes Diſtricts-Gericht hat ſeinen eigenen Richter und ein Klage-Gericht, in dem die Magiſtrate ohne Zulaſſung von Advokaten die Sachen abmachen. Vierteljährlich ſitzt das Diſtricts-Gericht in jeder Aſſiſen-Stadt und alle vierzehn Tage das Klage-Gericht. Die Diſtricts-Richter werden unter dem großen Siegel der

Provinz mit einer Bestallung versehen, waren gemeiniglich vorhin Magistrats-Personen, und geben Erkenntnisse in allen Contract-Sachen von zwey bis fünfzehn L. St. in Werth; in allen Transactions-Sachen bis 40 L. St. in Werth, und in persönlichen Klagen, wenn der Schadenstand nicht 50 L. St. beträgt. Selten sind die Richter vormahlige Advokaten, haben aber immer Geschworne zum Beystande, so wie die Urtheile nicht immer für gerecht passieren; denn das Publikum hat wenig Zutrauen zu den Districts-Richtern, weil vom Brittischen Rechte die Herren wenig verstehen, und die sehr unabhängigen Geschwornen nicht zu gewissenhaft sind. Letztere sollen für ihre Freunde zu viel Vorliebe, gegen ihre Feinde zu viel Bosheit in ihren Orakelsprüchen äußern. Zugleich sportulirt die heilige Justiz in Canada sehr theuer.

Vor das Klagegericht gehören alle sogenannten kleinen Sachen von einem Belange unter fünf L. St. Von diesen Rechtssprüchen kann nicht appellirt werden, und zwey Magistrate müssen zugegen seyn. — Wenn der Kläger eine Forderung von weniger als 40 Sh. beschwört, so kann ihm solche zuerkannt werden, wenn aber die Summe größer ist, und nicht aus einer Kaufmanns-Rechnung oder einer Verbriefung herrührt, so muß wenigstens Ein Zeuge den Klagegrund eidlich bestärken. Mag anderswo eine Summe von vier bis fünf L. St. eine Kleinigkeit scheinen, in Ober-Canada ist das bare Geld so selten, daß diese Summe dort schon bedeutend ist, weil die meisten Landleute kaum ein Fünftel dieses Belanges bar besitzen, und doch sind die Landstellen selten weniger als 1000 L. St. werth. Daher ist ein unbilliges Urtheil selbst bey kleinen Summen dort drückend. Ich habe erlebt, daß wegen Schuldforderungen von 14 bis 15 Sh. schöne Landstellen zum gerichtlichen Verkaufe gebracht wurden.

Für jedes kleine Geschäft einer Canadischen Magistrats-Person ist sie zu einer Sportelnhebung berechtiget, und mancher solcher Posten ist einträglich. Es werden die meisten Copulationen in Ober-Canada durch diese Justiz-Männer vollzogen. Zwar gebührt ihnen nur fünf Sh. (40 Ggr.) für jede Trauung; sie erhalten aber gemeiniglich drey bis fünf Dollars für diese Mühwaltung. Doch kann man sich nur durch die Justiz trauen lassen, wenn die Verlobten 18 Meilen von ihrem Prediger wohnen, nachdem der Magistrat drey Wochen vor der Trauung die Notification an der Gerichtsstätte hat anschlagen lassen. — Für jeden Befehl in Civil- und Criminal-Sachen erhält der Richter vier Ggr., für einen besiegelten Befehl dagegen 40 Ggr., und für ein Executorial-Urtheil in geringfügigen Sachen 32 Ggr. So einträglich übrigens eine solche Stelle seyn mag, so wenig ist sie in dem Auge der Canadier ehrenvoll und mit einer Auszeichnung verbunden;

denn Jedermann hält sich in der Colonie mit seinem Nachbarn gleich. Mit seltenen Ausnahmen sind die Canadischen Magistrats-Personen in allen Kenntnissen, die nicht ihr Gewerbe direct berühren, höchst unwissend.

Übrigens ist die dortige Regierung so unvorsichtig, manche für ihr Amt nicht mit Fähigkeiten begabte Männer anzustellen, welches z. B. im Londoner Districte der Fall ist, wo es, Beyspiels halber, nicht an geschäftskundigen auf halbem Solde stehenden Officieren fehlt; aber die Colonial-Regierung befördert nur solche Männer, die weder Verstand noch Talente genug besitzen, um sich mit der Würde unabhängiger Männer gegen ausschreitende Staats-Verwalter zu betragen. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß die Regierung Beamte cassirte, die sich nichts zu Schulden kommen ließen, als daß sie ungesetzliche Handlungen der Central-Behörde mit grellem Lichte aufdeckten.

Als der berüchtigte Gourlay zuerst in der Provinz auftrat, gewann er alle Gemüther dadurch, daß er ein feuriger Patriot zu seyn schien Er sprach immer von großen Verbesserungs-Planen, und klagte über manchen Druck, der in der That nur eingebildet war. Um seine Plane durchzusetzen, veranlaßte er Districts-Versammlungen, und versicherte dann, daß er eine große Auswanderung der Colonisten in ein Land Gosen in den Canadischen Wildnissen beabsichtige.

Gourlay hatte in der Provinz viele Freunde, welche diesem Volksverführer mehr trauten, als er verdiente. Daher war er der wahre Abgott der Canadier, als er bey meiner Ankunft in Canada im Jahre 1818 wegen eines Libells wider die Regierung vor dem Assisen-Gerichte in Brockville verklagt worden war. Meiner Meynung nach war er ein Glied der radicalen Kette, die in England aus demokratischer Wuth das weiseste und patriotischste Ministerium, welches England so vielen Segen gebracht hatte, in Schatten stellen wollte. Mochte ich den Canadiern noch so deutlich darstellen, daß ihr Götze sie hinter's Licht führe, so fuhren sie dennoch fort, ihn für ihren Heiland zu halten. Als er, freylich in ungesetzmäßiger Form, aus dem Lande verwiesen wurde, wurden alle Personen, welche verdächtig waren, seine Anhänger zu seyn, und unter diesen manche Justiz- und Miliz-Beamte, außer Function gesetzt, obgleich alle diese Menschen in dem letzten Kriege mit den vereinigten Staaten ihre treue Anhänglichkeit an die Krone Englands genug bewährt hatten; aber ich wage zu weissagen, daß in ähnlichen Begebenheiten die nähmlichen Menschen ihre Treue künftig weniger bewähren werden. Selbst ein unterdrücktes Kind wird aufhören, seinen Vater zu lieben, und wenn eine sogenannte freye Regierung unschuldige und unschädliche Personen mit Härte und Ungerechtigkeit behandelt, so muß das die Loya-

lität der Männer von Kopf und unabhängigem Geiſte ſchwächen. Dieſe, durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigte Verfolgung und rechtloſe Beſtrafung manches treuen Unterthanes und Beamten der Krone Englands, iſt eine der unvolksthümlichen Handlungen des gegenwärtigen Vice-Statthalters, welche die Canadier beſonders empört hat.

24.

Manches Eigenthümliche in den Sitten der vornehmeren Bewohner von Ober-Canada.

Die jetzige Bevölkerung der Provinz iſt ſeit dem Jahre 1821 wenigſtens um 150,000 Einwohner geſtiegen *). Die vielen neuen Einwanderer beſtehen faſt aus allen Nationen Europa's, und faſt aus allen Staaten des vereinigten Nord-Amerika's; aber nach einem Aufenthalte weniger Jahre in Canada nehmen die Einwanderer die nähmlichen Sitten und Denkart, wie die alten Einwohner, an. Im Ganzen ſind die meiſten Einwanderer aus der niedrigſten Claſſe des Landes, das ſie verließen, und die abſurden Begriffe über Gleichheit der Menſchen und perſönliche Unabhängigkeit eines Canadiers ſtecken auch die Einwanderer ſehr ſchnell an. Mögen die Amerikaner unter republikaniſcher oder monarchiſcher Verwaltung leben, ſo hegen ſie in beyden Fällen den Dünkel, daß in Amerika Alles beſſer und vernünftiger als in Europa eingerichtet iſt, und legen ihre vaterländiſchen Sitten und Denkart durchaus ab. Sie ſtudieren die Rechte der Menſchen, der Gleichheit der Anſprüche Jedermanns an die Wohlthat des Staaten-Vereines, und endlich die wahre Natur der Unabhängigkeit, legen die alte Höflichkeits- und Unterwürfigkeitsbezeigung ab, und leider auch die frühere Rechtſchaffenheit des Charakters, von der man in Amerika nicht viele Beyſpiele ſieht. Ein armer Schottiſcher Hochländer oder Irländer aus dem Gebirge brüſtet ſich in Canada ungefähr eben ſo, als in London ein neu erwählter Alderman. Kurz, es fehlt dieſen jungen Glückspilzen an keiner Art ſolcher Anmaßung.

*) Mehrere Engl. Blätter ſchätzen zwar die Bevölkerung Ober-Canada's bereits auf mehr als eine Million Einwohner; es iſt aber unglaublich, daß die Volkszahl jetzt auch nur eine halbe Million bereits ſeyn ſollte. Mit Hülfe der neueſten Karten ſieht man, daß die Regierung immer weiter nach Weſten, hart an der Amerikaniſchen Gränze, bedeutende Militär-Niederlaſſungen gründet, aber den Fehler begeht, ſolche Anfangs zu wenig zu bevölkern. Anm. des Überſ.

In der Regel ſind die Ober-Canadier groß, ſchlank und wohlgewachſen. Ihre Geſichtsfarbe iſt wenig ſchöner als diejenige ihrer wilden Nachbarn; doch gefällt ſie nicht übel; ihre Geſichtszüge ſind im Allgemeinen gutmüthig, verrathen aber nicht viel Verſtand, und haben wenig Ausdruck. Von früher Jugend an zu ſchwerer Arbeit gewöhnt, ſind die Canadier ſtark, athletiſch und gewandt. Selbſt der dortige Pöbel trägt ſich Engliſch und in langen Beinkleidern. Das Frauenzimmer iſt in der Regel mehr als mittlerer Statur und ſchlank, ohne doch dabey wohl gewachſen zu ſeyn; es hat eine blaſſe Geſichtsfarbe, bisweilen ſchöne ſchwarze Augen, aber keine unwiderſtehlichen Reitze, welche das Herz einnehmen und das Gemüth feſſeln. Schon als Kinder pflegen ſie zu heirathen; aber gemeiniglich altern ſie auch ſchon vor dem 30. Jahre, da man oft ſchon vor ihrem 25. Jahre ihr Auge matter und ihren Körper magerer werden ſieht. Ihre Unterhaltung, wenn ſie überall zu ſprechen Luſt haben, hat ſelten Intereſſe, iſt niemahls geiſtreich, und erſetzt keineswegs den gewöhnlichen Mangel aller perſönlichen Reitze. Kaum trifft man ein zwanzigjähriges Frauenzimmer an, welches nicht ſchon die Hälfte ihrer Zähne verloren hätte, indeſſen die andere im Faulen begriffen iſt. Sie haben ſehr häufig Kröpfe, welches man hier dem Trinken des Schneewaſſers zuſchreibt. Ich habe aber nicht bemerkt, daß ſich dieſe Krankheit in Schneegebirgen häufig findet. Auffallend iſt es, daß man dieſe Kröpfe unter den Männern ſo ſelten findet, da dieſe doch weit mehr Schneewaſſer als die Weiber trinken. Am gemeinſten iſt dieſe hernia gutturis nördlich des Fluſſes Ohio, und im Weſten der Alleghany-Gebirge. Der geweſene Senator der vereinigten Staaten für Connecticut, Uriah Tracy, mußte in Auftrag der Regierung dieſe Gegenden genau bereiſen, und fand die Kröpfe häufiger in den alten Niederlaſſungen, übrigens ſolche nur an gewiſſen Puncten ſehr verbreitet. Der Kropf zeigt ſich bald am Nacken, bald vorn an der Kehle, bald an den Seiten, und von höchſt ungleicher Größe. Der Kropf iſt gemeiniglich mit einem ſteifen Halſe, einem ſteten körperlichen Schmerz und oft mit einiger Schwächung der Lebensgeiſter verbunden. Wenn der damit Behaftete vom Fieber oder einer andern Krankheit befallen wird, ſo pflegt der Kropf zu ſchmerzen. Es iſt ferner bekannt, daß dieſe Krankheit mehr Frauenzimmer als Männer befällt; mehr Kinder als Erwachſene; mehr ſchwache als kräftige Menſchen. Iſt der Kropf ſtark, ſo macht er die Kranken auffallend häßlich. Setzt der Kranke ſeine Lebensart wie vorher fort, oder wechſelt ſeinen Aufenthalt nicht, ſo pflegt der Kropf immer größer zu werden. Wandert aber der Kranke in eine Gegend aus, wo die Kropfkrankheit nicht herrſcht, ſo nimmt ſie oft ab, oder verſchwindet ganz. In den höch-

ſten Stadien iſt die Krankheit unheilbar, und man muß hoffen, daß die Vorſehung beſſere Heilmittel, als bisher, dagegen entdecken laſſen wird. Wo der Kropf herrſcht, da pflegt man die minderen Grade nicht einmahl zu achten.

In Ober-Canada gibt es nur zwey Claſſen der Geſellſchaft; die erſte beſteht aus Profeſſioniſten, Kaufleuten, Civil- und Militär-Beamten und den Gliedern des Provincial-Parlaments. Die zweyte Claſſe beſteht aus Landbeſitzern, mechaniſchen Handwerkern und Taglöhnern, welche ſich einander gleich halten. Zwar kleidet ſich die erſte Claſſe wie in England, aber die Männer haben weniger Bildung, als dort. Man liebt große öffentliche Geſellſchaften, und ſetzt wenig Werth auf kleine häusliche Zirkel. Beſonders im Winter verſammelt man ſich häufig auf den ſogenannten Subſcriptions-Bällen. Daher trifft man ſelbſt in jedem Gaſthofe auf dem Lande einen räumlichen Tanzſaal; gewiſſe Unternehmer beſorgen dieſe Förderung der Geſelligkeit, und ſind dem Gaſtwirthe, wo die Geſellſchaft zuſammen kommt, für die Entrichtung der Beyträge verhaftet. Gewöhnlich koſtet einem Herrn ein ſolcher Abend für Thee, Wein, andere Getränke und die Mahlzeit 5 Dollars. Für Damen und einen Diener, welche man mitbringt, wird nichts entrichtet. Jedermann zeigt ſeine Karte vor, wird eingelaſſen, aber von Niemanden vorgeſtellt, und bis der Tanz beginnt, iſt Alles ſtill. Die Herren ſitzen an der einen Seite des Zimmers, und die Damen gegenüber an der andern. Keine Herren unterhalten ſich ſpeciell mit den Damen. Wenn der Tanz angeht, ſo verbeugt man ſich tief vor der Dame, mit der man zu tanzen wünſcht, ohne ein anderes Zeichen ſeines Wunſches.

Man liebt beſonders ſehr verwickelte Engliſche Tänze, und wenn es zu Tiſche gehen ſoll, führt der Herr ſeine Dame zur Tafel, und kehrt nachher ohne ſie in das Ballzimmer zurück; denn die Damen ſpeiſen allein; und wenn dieſe fertig ſind, nehmen die Herren ihre Plätze an der Tafel ein. Das Tanzen erneuert ſich nach der Mahlzeit, und dauert bis nach angebrochener Morgenröthe fort.

Iſt gleich die ſogenannte erſte Claſſe in der Regel keines vornehmen Urſprunges, da die meiſten vom Glücke Begünſtigten ſich zur vornehmen Geſellſchaft halten, ſo haben ſie doch allgemein die Unverlegenheit der Brittiſchen Landherren. Aber die Damen haben lange nicht die Bildung, welche man in Großbrittannien und Irland ſo allgemein findet. Leichter erhebt ſich freylich der Mann, dem das Glück wohl wollte, zu den äußeren Sitten des vornehmeren Standes, aber dieſe Umwandlung hält bey Frauenzimmern viel ſchwerer; denn der weibliche Charakter, wenn er ſich einmahl gebildet hat, pflegt ſich nicht leicht zu verändern, und irgend etwas Gemeines im

Betragen der Damen klebt, nach Doctors Johnson's richtiger Bemerkung, der über ihre Geburt erhobenen Weiblichkeit beständig an*).

Meine hohe Achtung für Europäische Damen lehrte mich von früher Jugend an, in Reden und Manieren nichts zu verabsäumen, was den schönen Europäerinnen gefällig seyn konnte. Hier konnte ich aber in der sogenannten besten weiblichen Gesellschaft als ein Stoiker sitzen und mich mit den Damen unterhalten, ohne daß es mir darauf ankam, ihren Beyfall oder ihre Achtung zu erlangen. Meine Landsmänninnen betrachtete ich stets als Wesen höherer Art, und weihete ihnen respectvollen Gehorsam; aber in einer Gesellschaft der Amerikanerinnen bewies ich wohl Achtung, aber niemahls die hohe Ehrfurcht, welche mir meine Landsmänninnen einflößten. Ich befand mich als Sclave der letzteren glücklicher, als in meiner Freyheit den Amerikanerinnen gegenüber.

Ich möchte nicht gerade behaupten, daß die jungen Damen in Ober-Canada viel weniger Schulkenntnisse als meine Landsmänninnen besäßen. Zwar sind natürliche oder erworbene Talente, welche die Gesellschaft schmücken, in Ober-Canada selten, aber die Meisten haben doch eine anständige, wenn auch nicht gerade modische Bildung; nur sucht sich die Canadierinn nicht durch Lesen ferner fortzubilden, und hat, sey es aus natürlichem stillen Wesen oder aus Mangel an Stoff zur Unterhaltung, einen Abscheu, zu sprechen. Stundenlang können sie in der Gesellschaft sitzen, ohne im Mindesten an dem, was vorgeht, Theil zu nehmen. Man befindet sich in einer dortigen gemischten Gesellschaft in Gefahr, durch den angenommenen Ernst sich lächerlich zu machen. Es ist eben so unmöglich, der Sonne oder dem Monde Stillstand zu gebiethen, als durch glänzenden Witz oder Satyre der übrigen Gesellschaft ein Lächeln abzuzwingen, und doch sagt man, daß Canada's Schönen außer der großen Gesellschaft mit Männern eine sehr geläufige Zunge haben sollen. Nur so lange die Männer zugegen sind, scheint ihre Seele gefroren zu seyn, und mit der Entfernung der Männer erst ihr Leben wieder zu gewinnen.

Da man bey den Heirathen in Canada auf beyden Seiten auf Vermögen nicht sehr sieht, und die Ältern den Neigungen ihrer Kinder selten Zwang anlegen, so pflegt eine fünf und zwanzigjährige Jungfrau dort ohne Hoffnung zu seyn, einen Mann zu finden; denn in diesem Alter pflegen die Canadierinnen schon eine zahlreiche Nachkommenschaft zu besitzen. Weil aber Canada mehr Männer als Frauen,

*) In Deutschland will man das Gegentheil bemerkt haben.
Anm. d. Übers.

zimmer zählt, so sind daselbst alte Jungfern selten, weil es so leicht ist, eine Familie zu ernähern, selbst bey nur gemeiner Industrie; dagegen ist das Leben eines Hagestolzen in diesem dünnbewohnten Lande mit unzähligem Ungemache verbunden, weil man den häuslichen Umgang durch nichts dort ersetzen kann. Es verheirathet sich daher in Canada Jedermann vor seinem 25. Jahre, und die heirathsfähigen Frauenzimmer sind selten in einem Lande, wo immer drey Männer gegen ein Franenzimmer einwandern. Obgleich selten ein unverheirathetes Mädchen unverleumdet eine Gattinn wird, so sollen sie doch treffliche Gattinnen nachsichtiger Ehemänner seyn, welche nichts dagegen haben, daß ihre Nachbarn mit ihnen die Liebe ihrer Gattinnen theilen. Nach den erhabenen Begriffen der Freyheit der republikanischen oder monarchischen Amerikanerinnen lernen sie mit der Muttermilch, ihre Zuneigung einem einzelnen Manne niemahls zu schenken. Liebe und allgemeine Stimmenfreyheit für Jedermann, sind in Amerika an der Tagesordnung, und Gnade dem Manne, welcher diese hohe Weisheit nicht zu fassen vermag. Sein Kopf und sein Herz werden viele Schmerzen haben, indessen sein Auge Thränen über die Untreue genug vergießen mag. Ein edler Lord behauptete einmahl, daß in einer gewissen Nation alle Damen tugendhaft schienen, und dennoch unkeusch wären. Hätte dieser Lord unsere edle Colonie näher kennen gelernt, so würde seine kühne Behauptung auf diese Colonie richtiger angewendet worden seyn.

Das Hauptvergnügen der Herren vom Stande in Canada ist: viel zu trinken, Karten zu spielen und an den Wetten bey Pferderennen Theil zu nehmen. Selten trennt sich auf dem Lande eine Mannsgesellschaft im Wirthshause ohne hohes Spiel, und man kommt völlig betrunken zu Hause. Trinken die Herren zwar wenig Punsch oder Wein, so nehmen sie doch desto mehr Grog, starke Liqueure oder Branntweine in jeder Stunde des Tages oder der Nacht zu sich.

25.

Lebensart und Sitten der sogenannten zweyten Gesellschaft in Ober-Canada.

Die sogenannte zweyte Classe ist in dieser Provinz das, was man in Europa die mittlere Classe nennt. Sie ist ungeheuer grob, und unterhält sich gern von Gemeinheit und Unzucht, wobey ich mich

möglichſt hüthen werde, etwas zu übertreiben und in irgend einer Art den Anſtand zu verletzen.

Im Materiellen ſtehen dieſe Menſchen in Gewohnheiten und Sitten wenig von der vornehmeren Claſſe ab; nur iſt die zweyte Claſſe weniger verſtändig, und noch neugieriger als die erſte. Nach einem Provincial-Geſetze iſt der Sohn ſeinem Vater bis zum angetretenen 21. Jahre die Arbeitshülfe in der Hauswirthſchaft ſchuldig, und wenn dieſer Zwang aufhört, verſchwindet auch die Autorität der Ältern. Die Canadierinnen dieſer Claſſe ſind übel erzogen, ſehr wollüſtig, und lieben den Putz. Alles im Hauſe iſt höchſt reinlich, nur nicht ihre Perſon; außer wenn ſie in Geſellſchaften erſcheinen. Vielleicht gibt es keine Weiblichkeit, die an buntem Putze ſo viele Freude hat als dieſe. Wenn die Arbeit des Mannes oder des Vaters, oder Geſchenke der Liebhaber ihnen einen prächtigen Anzug verſchaffen kann, ſo tragen ſie ihn gewiß, ſo gemein auch ihr Geſchmack in der Wahl ihres Putzes iſt. Ihr ſchwarzes ſeidenes Staatskleid hat zur Beſetzung ein hochrothes oder grünes Band. Die Strümpfe haben blaue Strumpfbänder; Schuhe, welche niemahls gewichſt worden ſind, muſſelinene Halskragen mit Azur und Scharlach eingefaßt, und einen Hut von reichem Taffet und dem feinſten Glanze trägt die Dame bey ihrem Reitkleide; denn ſelbſt ihre Dienerinn muß Reitkleider haben. Auf Reiſen im Lande trifft man beſtändig ſo geputzte Damen an, wenn ſie z. B. auch nur Äpfel oder Eyer zu Markte bringen. Nicht ſelten reitet eine Mutter mit ihrem Kinde im Arme, ohne dabey verlegen zu ſeyn.

Freylich heirathen hier die Mädchen jung; aber ſelten den Mann ihrer erſten Liebe, und, außer in den Städten, wo die böſen Sitten Europa's herrſchend zu werden anfangen, ſind Geldheirathen ſehr ſelten. In manchen Theilen Canada's, beſonders in den neuen Niederlaſſungen, iſt der Mangel an Frauen ſo groß, daß die Väter ihre mannbaren Töchter den Meiſtbiethenden oft nicht wohlfeil zuſchlagen. Doch iſt dieſes nicht allgemeiner Gebrauch, und geſchieht nur dann, wenn mehrere Brautwerber ſich zugleich melden, wo denn der reichſte Bräutigam in Canada's natürlicher Sprache, des Vaters Tatze am fetteſten ſchmiert, und dadurch die Oberhand über ſeine glücklichen Nebenbuhler erlangt. Man glaube aber deßhalb nicht, daß ſich die Canadierinn wie in Europa in der Wahl ihres Eyeherrn von ihren Ältern leiten laſſe; denn eine Canadiſche achtzehn Jahre alte Schöne iſt geneigter, bey dieſer Wahl die Sterne zu fragen, als ihre Ältern. Achtzehn Jahre alt, glaubt ſie jetzt ganz unabhangig zu ſeyn und über ihre Perſon frey diſponiren zu können. Bis ſie aber achtzehn Jahre alt iſt, muß ſie dem Vater in ſeinem Haushalte hel-

fen, und wenn er nicht, wie oben erwähnt, geſchmiert worden iſt, ſo wird er nicht gern ſeine Zuſtimmung zur frühen Heirath der Tochter geben.

Nach Landesgebrauch erwartet man nicht, daß der Jüngling, der zwanzig Jahre alt iſt, noch länger bey ſeinem Vater bleibe; wenn er aber, ohne Hausarbeit zu leiſten, dort zu leben fortfährt, ſo muß er für Wohnung und Koſt bezahlen; dagegen bezahlt ihm wieder ſein Vater, wie einem Fremden, jede geleiſtete Arbeit. Die erſte Sorge iſt, ſich mit Hülfe ſeiner Freunde ein Haus zu bauen, und nun auf die Freyte zu gehen, um ſich eine Frau zu ſuchen. Sobald in dieſem Lande die Mädchen den Kinderrock abgelegt haben, ſehen ſie ſich als Candidatinnen des Eheſtandes um einen Liebhaber um, die friſchblühende Roſe wird vom väterlichen Stamme geriſſen, und an den Buſen eines lauernden Schwanes geſteckt. Vor der Woche, in welcher der Jüngling heirathen will, iſt er weit entfernt, ſeine Wünſche und Hoffnungen auf eine einzige Schöne zu beſchränken. Jedes mannbare Mädchen dieſer Claſſe wird ſofort zu Markte gebracht; heute iſt die Weiblichkeit ein Kind, morgen Braut, übermorgen Frau, und oft noch in der nähmlichen Woche Mutter.

Ein ſogenannter Canadiſcher Heirathsgänger läßt ſich ſelten von einem Verwandten begleiten. Er tritt in das Haus der Schönen, die mit ihm alle ſeine weltlichen Güter theilen ſoll, als ein Junggeſell, und findet er, daß die Familie ihn freundlich aufnimmt, ſo ſchwatzt er mit ſolcher unbefangen bis Abends; hüthet ſich ſehr, einen förmlichen Heirathsantrag zu machen; aber er fragt die Schöne, ob ſie erlauben will, daß er am nächſten oder an einen andern beſtimmten Abend wieder kommen darf. An dieſem Abende erſcheint er abermahls ohne Begleitung, und wird mit Achtungsbeweiſen und allen Leckerbiſſen der Jahreszeit aufgenommen. Bis zum Thee hat er ſelten Gelegenheit zur Unterhaltung mit ſeiner Schönen, da ſie bis dahin mit der Zurüſtung eines Canadiſchen Mahles genug beſchäftiget iſt. Bald nach dem Thee geht die Familie zu Bett, und läßt den Helden und die Heldinn im vollen Beſitze des Speiſezimmers, das unter andern Bequemlichkeiten auch ein Bett in einem Winkel beſitzt, bis zum andern Morgen. Was ſie dort machen, darum bekümmert ſich Keiner. Immer folgt nun ein Stillſtand der Beſuche, und wenn beyde Theile mit einander zufrieden geweſen ſind, ſo verſpricht der Bräutigam, zu einer beſtimmten Zeit zurückzukehren.

Beym erſten Beſuche erkundigt ſich der junge Herr nach der Zahl und dem Charakter der früheren Liebhaber ſeiner Schönen, und warum mit keinem derſelben bisher eine Ehe folgte. Wenn er

hierüber genaue Auskunft erhalten hat, bereden die Liebenden eine zweyte Zusammenkunft, wenn aber das Mädchen mit ihrem Liebhaber nicht zufrieden war, so sagt sie ihm aufrichtig, daß sie ihn nicht wieder annehmen wird. Grausamer und mit mehr Verstellung handelt dagegen der junge Mann. Wenn er von seiner Seite die Braut nicht anständig fand, und nicht wieder kommen will, so reiset er ohne alle Erklärung ab, und bekümmert sich nicht weiter um die Verlassene.

Finden aber die Liebenden gegenseitiges Behagen an einander, so haben zwey oder drey ähnliche Besuche Statt, und steigt ihre Liebe fortgehend, so zeigt er einem benachbarten Magistrate an, daß er gesonnen ist, seine Geliebte zum Altare zu führen. Der Magistrat schlägt eine dießfällige Bekanntmachung in ihren Aufenthaltsorten an, welche drey Wochen angeheftet ist, sobald die Verlobten 18 Englische Meilen von einem Prediger wohnen, und meldet sich kein Einspruch, so erklärt sie jener für Ehegatten.

Es versteht sich, daß die specielle Leichtfertigkeit, ein Ehebündniß einzugehen, nicht ganz allgemein ist, daß auch in Canada bisweilen Moralität und Verstand mit Sittsamkeit gepaart sind, daß manches Erzählte dem Klima und dem isolirten Leben der Canadier beygemessen werden muß, und daß überall Umstände und Beyspiele auf Tugenden und Laster mächtig wirken, wie das Beyspiel Irland's und Canada's beweiset. In Irland wird beym Frauenzimmer die weibliche Tugend über Alles geschätzt, und ist diese verloren, so geben prinzliche Titel und Wohlstand, Witz und Schönheit kein Recht, ferner unter seinen Standesgenossen zu leben. Daher gelten Hibernia's Töchter als Lucretien in allen Welttheilen, sind treffliche Gattinnen, berathen alle häuslichen Angelegenheiten mit Weisheit, und mildern ihrem Ehegatten jedes Übel des Lebens.

Anders ist es in Canada. Hier ist das tugendloseste Mädchen bisweilen geachtet, und kann auf angesehene Männer so gut, als das keuscheste Mädchen, Anspruch machen. Daher fürchtet sich hier kein Mädchen, verführt zu werden, und hierdurch ist die allgemeine Entsittlichung der Canadischen Schönen zweyten Ranges entstanden. In Nord-Amerika sieht man häufig Mädchen mit ihrem Kinde auf dem Arme; darum haben aber diese Gefallenen gleiche Achtung mit jeder Vestalinn; jedoch genießt der weibliche Stand in jener Hemisphäre keiner solchen Verehrung, als in unserer. — Sehr treffend sang Pope in seiner Schilderung der Amerikanerinnen: „Einige Männer leben für Geschäft und Gewerbe, Andere für ihr Vergnügen; aber jedes weibliche Herz ist eine Schlange, wahre Tugend ist nirgends, wo die Verletzung der Keuschheit kein schweres Verbrechen ist, und

die Weiblichkeit handelt leichtsinnig, weil man solche in Amerika allgemein für leichtsinnig hält.“ Vorzüglich in den neuen Niederlassungen wird ein Mädchen mit zwey bis drey aufwachsenden Kindern mehr, als ein Mädchen mit nur einem Kinde oder gar keinem zur Gattinn gesucht, weil Arbeitsgehülfen dort so selten und so theuer sind.

In Europa heirathet man entweder um's Geld oder aus Liebe; aber in Canada selten aus einer dieser beyden Ursachen, sondern weil es in Amerika nicht gut ist, daß der Mensch allein sey, und darum heirathet auch der Canadische Jüngling gewöhnlich; doch ist gelegentliche Untreue und bösliche Desertation nicht selten. Findet letztere Statt, so sorgt der verlassene Ehegatte für eine Einrückung in die Districts-Zeitung, daß er der Entwichenen Schulden nicht zu zahlen gesonnen sey; aber förmliche Ehescheidungen, außer wegen böslicher Verlassung des Ehegatten, finden selten Statt. Gewöhnlich findet sich der Verführer einer Gattinn in aller Stille mit dem beleidigten Ehegatten ab, wenn dieser die Unthat entdeckt.

Als ich einst im Districte Gore reisete, und um zu frühstücken in einem Wirthshause abtrat, stritten sich ein Paar Frauenzimmer über die politische Frage: ob, falls die vereinigten Staaten einmahl Canada erobern würden, diese Canada in ihren Staatenbund aufnehmen, oder als ein erobertes Land benutzen würden. Da trat ein cyclopenartiger Mann in's Zimmer, welchen eine der Weiber fragte: wo er die Nacht gefreyet hätte. Er gab darüber Auskunft, und beschwerte sich, daß er eine zu keusche Irländerinn angetroffen habe, welche ihm in ihrem Hause keine andere Schlafstelle, als auf der Flur, habe anweisen wollen, so viel er ihr auch für eine andere gebothen habe. Mir aber gab auf meine Frage die redselige Schwätzerinn eine Auskunft über das auf die Freyte gehen (sparkling) in Amerika, das eine keusche Feder nicht zu erzählen wagt.

Es wollen übrigens dort die Hausfrauen für sehr fleißig gelten, wozu sie freylich der dortige Mangel an Dienstbothen und Taglöhnern zwingt; doch unterläßt die Ehefrau nicht, ihrem Ehegemahl den möglichst großen Theil der Haushaltslasten aufzubürden, wie ich oft mit eigenen Augen sah, und in Ermangelung eines nahen Wirthshauses, in das Haus eines Landmannes einkehrend, wahrgenommen habe. Auch dort hat man alle Bequemlichkeiten, aber kein Getränk, und zahlt etwas weniger als in den eigentlichen Wirthshäusern.

26.

Einige Eigenthümlichkeiten des Canadiſchen Volkslebens.

Viele Bewohner von Ober-Canada ſind Ausgewanderte aus den vereinigten Staaten, oder Nachkommen derjenigen, welche nach dem Revolutions-Kriege hier einwanderten. Beyde ſind ihrem urſprünglichen Vaterlande nicht ſehr zugethan. Höchſt unternehmend und höchſt ehrgeitzig wollen ſie vor Allem gern ſchnell reich werden. Aber da ſie die Gefahren allzu kühner Unternehmungen nicht kennen, ſo werden ſie durch ihre Begierde, ſchnell unabhängig zu werden, ſolches oft niemahls. Der Begriff der Rechtſchaffenheit und der Wahrhaftigkeit geht bey ihrem vorſchnellen Streben nach Reichthum verloren. Die meiſten Canadier ſind eben ſo unwiſſend, als ſittenlos. Sie verſprechen, was ſie niemahls erfüllen wollen, ſind gränzenlos halsſtarrig und unverbeſſerlich eitel. Gleich ihren republikaniſchen Nachbarn, halten ſich die Canadier für das klügſte Volk auf der Erde. So wenig ſich ein Zebra zähmen läßt, ſo wenig nimmt ein Amerikaner Belehrung von einem Fremden an.

Sie ſind überaus neugierig, welches keine kleine Plage für den Ausländer iſt. Niemand hat natürlich Luſt, jedem Zudringlichen zu erzählen, woher er kommt und wohin er reiſen will, wie ihm das Land gefällt, das er durchreiſet, oder wie herzlich er deſſen Bewohner verachtet; ob ſein Vater ein Strumpfweber oder ein Parlamentsherr war; ob ſeine beſſere Hälfte mehr einer Römiſchen Lucretia, als Potiphars Weibe gleicht? Aber alle ſolche Fragen müſſen beantwortet werden, und wenn er fragt, ob ſolche Fragen beantwortet werden müſſen, ſo fragt man noch zehn Mahl mehr, und ſchärft durch das Ausweichen noch mehr die Neugierde des Inquiſitors. Der bekannte Doctor Franklin fand dieſe Neugierde ſeiner Landsleute ſo unerträglich, daß er vor der Thür eines Wirthshauſes, in das er einkehren wollte, ſo fort alle wahrſcheinlichen Fragen beantwortete, und am Ende für ſich und ſein Pferd Erfriſchung verlangte.

Aber die Amerikaner ſind ſeit Franklin's Ableben noch weit neugieriger geworden; denn jetzt hätte ihn ſeine General-Erklärung vor keiner Special-Unterſuchung geſchützt. Doch geſtehe ich, daß die Neugierigen gleiche Begierde haben, Andern, was ſie wiſſen, mitzutheilen, was dem Fremden bisweilen nicht wichtig ſcheint, aber doch oft nützlich iſt. Sie geben ihren Lebenslauf in der Kürze; erzählen ſehr umſtändlich alle Schwierigkeiten ihrer erſten Niederlaſſung, und ſchließen mit der Angabe ihrer jetzigen guten und ſchlechten Aus-

ſichten. Aber es iſt ſchwer, ſie zu verſtehen; theils, weil ſie manchem Worte einen andern Sinn, als die Britten, beylegen; theils, weil ſie ſo viele kräftige Flüche beymiſchen. Einen reichen Mann nennen ſie einen ſtattlichen Mann (clever); harte Arbeit, zähe Arbeit; ein hübſches Mädchen, ein Feuermädchen; ein gutes Haus, ein königliches oder ein Prachthaus; ein reitzbarer oder leidenſchaftlicher Mann, heißt ein garſtiger Mann, und eine brave Hausfrau, eine feine Frau.

Schon jetzt weicht die Sprache Altengland's ſehr von der Provincial-Sprache der Amerikaner ab. Letztere iſt ein alter Bekannter mit neuem Geſichte. Der Amerikaner kennt übrigens nur den Winkel der Erde, wo er gelebt hat. Alle ſeine Begriffe haben Beziehung auf Landwirthſchaft und Mechanik, und ſelten lehren ſie einen Fremden, was er nicht ſchon weiß. Gemüth, menſchenfreundliche Theilnahme oder Witz beſitzen ſie ſelten, ſind aber weidliche Zecher, weil der Branntwein und Rhum dort wohlfeil iſt. Kartenſpiel, Pferderennen, Ringen und Tanz ſind die Hauptvergnügungen der Männer. Weil aber dem Canadier ein Dollar ſeltener klingt, als einem Algierer der Klang des Wortes Freyheit, ſo ſetzen ſie ſtatt des Geldes gewöhnlich Thiere auf's Spiel, und manchem Canadier raubte eine unvorſichtige Spielpartie die Frucht zwanzigjährigen Fleißes.

Bey ihrem Boxen fallen ſie ſich einander wie wilde Thiere an, und ſuchen ſich faſt die Augen aus dem Kopfe zu ſchlagen. Oft findet dieſes auch Statt; die Naſe wird zerbrochen, ein halbes Ohr abgeriſſen, oder ein Stück von den Lippen, und der Kampf hat erſt ein Ende, wenn der Gegner ſich für überwunden erklärt. Übrigens ſtört Keiner aus Menſchlichkeit ſolche blutige Kämpfe. Aber dieſelbe Boxluſt wird noch täglich in England in der Grafſchaft Lancaſter und in einem Theile der Grafſchaft York geübt. Man darf ſich daher nicht wundern, daß die Canadiſchen Halbwilden ſolchen Unfug noch dulden! Aber im ſüdlichen Theile der Nord-Amerikaniſchen Freyſtaaten, und z. B. in Virginien iſt das Boxen noch weit allgemeinere Volksſitte und ſtets die Entſchuldigung bey der Hand, daß dieſe Übung Brauch und Erbſchaft Altengland's ſey.

27.

Fortſetzung der Beſchreibung der Volksſitten von Ober-Canada.

Sehr unwahr iſt Dr. Howiſon's Behauptung, daß der Canadier Fremde gaſtfreundlich aufnehme. Ich betrachte nähmlich die Gaſtfreundſchaft als eine Tugend, die uns Chriſtus und ſeine Apoſtel

empfohlen haben; denn die freundliche Aufnahme für Geld nenne ich keine Tugend. Eben so wenig nenne ich das Spenden von Gastmahlen an seine Bekannten Gastfreundschaft, und bin stolz darauf, der Irländischen, als der gastfreundlichsten Nation, anzugehören, welche solche auch in der Armuth nicht hintansetzt. Freylich wird man von jedem Canadier eingeladen, wenn man zur Tischzeit zu ihm kommt. Wenn ich aber hernach fragte, was ich schuldig sey, so hat man mir immer mit einer einzigen Ausnahme geantwortet, daß ich geben könnte, was ich wollte. Ich gab dann stets, was ich in einer anständigen Herberge bezahlt haben würde, und man nahm das Geld, ohne einmahl dafür zu danken. Freylich ist diese Filzigkeit kein Fehler der dortigen sogenannten vornehmen Classe; aber diese ist so klein in der Zahl, daß sie nicht in Anschlag gebracht werden kann, wenn man von den Sitten im Allgemeinen redet. Auch findet man nur außer den Palläſten der Vornehmen die wahren Sitten einer Nation, wie man auch aus den prächtigen Gastmählern der Reichen keinen Wohlstand der ganzen Nation folgern kann. Die Menge in jedem Volke ist weder reich, noch lebenslustig. Das wahre Volk ist das arbeitende in Gewerben und in der Feldwirthschaft. Ist diese Menge wohlgemuth, so darf man sagen, daß das Volk glücklich ist. Ich halte mich nicht für berufen, den Lobredner der wenigen Canadier in den ersten Classen zu machen, die mich mit Freundschaft und Gefälligkeit überhäuften, wofür ich solchen recht sehr verpflichtet bin. Meine Absicht ist, die Leser in Kenntniß zu setzen, wie es mit dem Volke auf dem Lande, und folglich mit der Menge der Canadier aussieht.

Es pflegen im Winter die Canadischen Familien-Gesellschaften sich zu Schlittenpartien zu vereinigen, wobey man Reisen von 10 bis 12 Meilen in der Nachbarschaft macht. Man trinkt in Gesellschaft da, wo die Schlitten einkehren, Thee, schwatzt über scandalöse Dinge, und fährt Abends wieder nach Hause. Solche unverlangte und unerwartete Besuche wären in einem geselligeren und gastfreundlicheren Volke nicht angenehm, wenn zwanzig bis dreyßig unerwartete Gäste zum Besuche erscheinen würden; aber in Canada macht das keine sonderlichen Umstände; denn in diesem fruchtbaren Lande ist Jedermann auf eine solche Bewirthung stets eingerichtet; was die Küche bedarf, wächst Jedem auf seinem Landsitze zu. In einer Stunde steht eine Mahlzeit vor der Gesellschaft, dessen Substanz einem Fürsten genügen könnte. Selten ist die Mehltonne leer, und immer Schweinefleisch vorräthig, und der Hühnerhof wohl besetzt. Erbsen, Gebackenes und Eingemachtes ist im Haushalte eines Co-

loniſten an der Tagesordnung. Auch fehlen tauſend Kleinigkeiten keineswegs, die ein Gaſtmahl ſchmücken.

Keine Volks-Claſſe auf der Erde ißt und trinkt beſſer, als der Canadier. Schon beym Frühſtücke erſcheinen nicht ſelten zwölf bis vierzehn verſchiedene Schüſſeln mannichfaltiger Speiſen. Grüner Thee, Carbonade, Honigſcheiben, geſalzener Lachs, Pfundkuchen, eingemachte Gurken, Hühner, Apfeltorten, Ahornzucker, Erbſenpudding, Ingwergebackenes und Sauerkraut liefert dann die Frühkoſt. Eben ſo ſubſtantiell iſt die Mittags- und Abendmahlzeit.

Nichts blickt bey einem Volke, welchem eine gute Erziehung und geiſtige Bildung fehlt, in Allem, was den wahren Nutzen des allgemeinen Social-Zuſtandes betrifft, ſo nachtheilig hervor, als der Geitz. Dieſe alte Bemerkung mußte ich in der Erfahrung meines Lebens beſonders bey den Canadiſchen Handwerkern beſtätiget finden, welche keine ſehr liberale Erziehung genoſſen hatten. Weit weniger waren immer diejenigen auf großen Gewinn begierig, welche einer etwas liberalen Erziehung genoſſen hatten. Beſonders auffallend war mir in dieſem Volke die Abneigung, ſich durch Leſen einige mangelnde Bildung und Kenntniſſe zu verſchaffen. Sie glauben nicht, daß es der Mühe werth ſey, ihren Geiſt zu erleuchten. Daher ſiegt bey dieſen Menſchen ohne Cultur ſo häufig die Leidenſchaft über das, was der Verſtand gebiethet, und man ſtrebt daher ſo ſehr nach verbothenen Genüſſen, indem man ſeine Unabhängigkeit leider oft darein ſetzt, ſchlechte Streiche zu machen. Beſitzt der Canadier eine ordentliche Landſtelle, ſo hat er genug, um mit ſeiner Familie anſtändig davon zu leben. Da ſie es nicht nöthig haben, ihren Nachbarn das Mindeſte zu entziehen, ſo haben dieſe Nachbarn eben ſo wenig Grund, jenen zu beeinträchtigen. So wie aber der Canadier zu mehr Wohlſtand gelangt, ſo wird er niederträchtig und geitzig, als wäre er ein dürftiger Mann.

Der Götze des Canadiers iſt ſeine Sucht, reich zu werden, und dieſer Sucht opfert er Rechtſchaffenheit, Treue des gegebenen Wortes, Reinheit der Sitten und Religion auf. In dieſem Volke, wo Jedermann das zum Leben Unentbehrliche beſitzt, ſchämen ſich Wenige, einander offenbar zu betrügen, und ſo weit iſt dieſe Menſchen-Claſſe verdorben, daß der abgefeimteſte Betrüger für den geſcheidteſten Mann gilt. Einen Mann, der Jedermanns Achtung verdient, nennt man einen Canadier, welcher Reichthum, Schurkenſtreiche und Verſtellung mit einander verbindet. Nicht leicht geräth der Canadier in höchſte Leidenſchaftlichkeit, auch iſt er deßwegen nicht leicht rachſüchtig. Bey ſeinem kalten Herzen und geringer Empfänglichkeit für ſeine Empfindung hat er wenig Sinn für Liebe und

Dankbarkeit. Die Liebe fehlt, weil das schöne Geschlecht dort so geringe Reitze hat, und dabey so vielen Hang zur Unkeuschheit und Unbeständigkeit. Zur Dankbarkeit findet sich ebenfalls dort weniger, als anderswo, Gelegenheit. Keiner ist seinem Nachbar im Mindesten verpflichtet; denn Geld zu leihen und zu borgen ist in Canada selten. Keiner dient dem Andern, ohne sofort dafür einen Gegendienst oder Bezahlung zu erwarten. Kein Nachbar borgt dem andern einen Pflug oder eine Egge, ist aber sehr bereit, ihm solche zu vermiethen. Das nähmliche Vermiethen ist üblich, wenn Einer dem Nachbar einen Zaum, Sattel oder Geschirr leihet, und derjenige, welcher es liefert, bedingt sich den Ersatz jeder Beschädigung, und außerdem eine gewisse Miethe. So wird ein Pflug, eine Karre und ein Schlitten zu $2\frac{1}{2}$ Shilling pr. Tag vermiethet, welches Miethegeben sich bis auf die kleinsten Artikel erstreckt.

Dieser vorherrschende Eigennutz stört ungemein die freundliche Geselligkeit unter Nachbarn, welche sich unentgeldlich auch nicht die mindesten Dienste leisten, und gibt dem Canadischen Charakter ein schmutziges Äußeres, indem dieser eines der wichtigen Mittel der Civilisation entbehrt, welche die verschiedensten Familien und Menschen freundlich an einander knüpft.

Allgemein ist dagegen das eigennützigste Treiben, auch selbst auf dem unredlichsten Wege Geld zu machen. Viel Böses entspringt in Canada aus dem allgemeinen Geldmangel. Desto häufiger ist hier deßwegen der Tauschhandel, der weit mehr Betrügereyen zuläßt, worin kein Volk erfahrener ist, als der Canadier. Auf nichts ist man so stolz, als auf die Gewandtheit, die Unwissenheit oder das blinde Zutrauen seines Landsmannes mit Erfolg täuschen zu können. So hörte ich einst einen Canadier von einem Fremden erzählen: „Ich nahm ihn in's Haus, kleidete und schor ihn. Krank, wie er war, sperrte ich ihn ein, und preßte ihm sein bares Geld ab.“ Würde man einem Canadier ein verrathenes Zutrauen und dessen Niederträchtigkeit vorhalten, so würde er Einem in's Gesicht lachen, und sich niederträchtig freuen, ihn betrogen zu haben. Selbst Doctor Howison, der so gern von Ober-Canada viel Gutes sagen wollte, gesteht vom Districte Niagara, dem reichsten in der ganzen Provinz, daß die meisten dortigen Bewohner ein wahrer verdorbener Auswurf anderer Nationen seyen, und ungeachtet ihres Wohlstandes die Lasterhaftigkeit ihrer frühern Armuth nicht ablegten; er bedauert, daß ihre so herrlichen Grundstücke von Menschen besessen werden, die durchaus keiner liberalern Ideen fähig seyen.

28.

Häufige Criminal-Fälle in Ober-Canada.

In England hat man den Glauben, daß da, wo wenige Verbrechen begangen werden, die allgemeine Sittlichkeit hoch stehe, und es duldet Keiner, daß ihm seine wohlerworbenen Rechte geschmälert werden; er läßt sich nicht ungestraft beleidigen, nicht sein Ehebette beflecken, nicht sein Eigenthum rauben, und hat kein Gemüth, welches Unrecht oder Bedrückung zu ertragen vermag.

Aber so viele Schändungen durch Nothzucht, Verführung und gebrochenes Eheversprechen in Ober-Canada wohl gegründet seyn mögen, so selten ist dennoch, daß wegen solcher Unthaten eine gerichtliche Klage im monarchischen oder republikanischen Nord-Amerika Statt findet.

Da die Amerikanerinn über ihre Person selbst in der Ehe noch frey disponiren zu können glaubt, so ist die Hahnreyschaft dort sehr allgemein, und man ist in dieser Hinsicht so tolerant, daß ich fast verzweifeln würde, zwölf geschworne geborne Amerikaner zu finden, welche bey einer Schadensklage des gekränkten Ehegatten solchem auch nur dießfalls eine Strafe von sechs Pence zuerkennen würden.

Eben so wenig ist es Sitte, den Verführer des weiblichen Geschlechtes in Criminal-Anspruch zu nehmen. Man duldet die Entehrung einer Tochter oder einer Gattinn mit einer Ruhe, die außer Amerika empören muß.

Vor ungefähr zwey Jahren flüchtete sich ein wohlhabender Irländer, Herr W., aus seinem Vaterlande in Ober-Canada's Wildnisse, woselbst er eine Niederlassung gründete. Ihn begleitete dahin eine liebenswürdige Gattinn mit fünf Kindern. Unter solchen befand sich eine junge unschuldige und liebenswürdige Tochter. Alle, welche sie kannten, ehrten sie. Von ihren Ältern wurde sie fast angebethet, und von ihrer Familie geliebt, in welcher sie der Mutter Haushaltungslasten zu erleichtern gewohnt war.

Die Reitze der schönen Irländerinn bewogen einen Canadischen Jüngling von angesehener Familie, die Liebe derselben zu suchen; sie war 18 Jahre alt, also in der für empfängliche Herzen gefährlichsten Periode des Lebens. Man sprach viel von der Tugend dieses reitzenden Mädchens; der junge Canadier bezweifelte aber, daß eine junge Europäerinn erhabenere Begriffe von weiblicher Tugend hegen könne, als seine Landsmänninnen, und es gelang ihm am Ende, das unglückliche Mädchen zu Falle zu bringen. Nachdem er erst die

Freundschaft und das Zutrauen der Ältern sich verschafft und der Irländerinn die Ehe versprochen hatte, glaubte sie seinen Schwüren ewiger Treue und Liebe, und hielt den, den sie liebte, nicht für einen höchst niederträchtigen Menschen. Gemeinschaftlich entwarfen die Liebenden den umständlichen Plan ihres künftigen, häuslichen Lebens.

Kaum war sie schwanger, so verließ sie der Niederträchtige. Gegen Canada's Sitten beschloß die edle Fremde ihr Unglück nicht zu überleben, und theilte diesen Entschluß ihrem Verführer mit. Kalt und gefühllos ertheilte er ihr die Antwort, daß er niemahls die Absicht gehabt habe, sie wirklich zu heirathen. Sofort gab die Unglückliche ihren Ältern die Absicht zu erkennen, eine Freundinn besuchen zu wollen, kam mit solcher an das wenigstens 100 Fuß hohe Ufer eines schnellfließenden Flusses, entfernte die Freundinn unter irgend einem Vorwande, schrieb auf dem Rasen einige flüchtige Zeilen, worin sie ihren Entschluß des Selbstmordes erklärte, steckte diese Zeilen sorgfältig an ihren Busen, stand hastig auf, nahm ihre Freundinn bey der Hand, sagte ihr Lebewohl, und stürzte sich über Kopf in den Fluß. Diese eilte zur Familie, um deren Hülfe herbey zu rufen, als sie ihre Freundinn im Todeskampfe zwischen den Felsen erblickte. Ihre Familie fand sie zwar noch lebend, aber ihr Gesicht war todtenblaß, und die Sprache bereits verschwunden. Wie wohl ein Arzt zufällig zugegen war, so konnte sie doch nicht mehr gerettet werden, und verschied, sobald man sie aus dem schrecklichen Abgrunde gebracht hatte.

29.

Erziehung der Canadischen Jugend.

Man kann sich die Verdorbenheit des Canadischen Charakters nicht richtiger als durch ein treues Gemählde der schlechten Erziehung der Kinder darstellen. Der junge Ober-Canadier hat eben so unsinnige Begriffe von Gleichheit und Unabhängigkeit, als sein Vater, in Folge dessen Lehren und seines Beyspieles. Kaum lispelt er den Nahmen seiner Mutter, so fühlt er sich schon als wichtiges Glied der Familie, und will selbst seinen Ältern nicht mehr gehorchen. Bey Tische will er zuerst bedient und am schnellsten aufgewartet werden. Er wird gewohnt, immer zu befehlen, und niemahls Bitten vorzutragen. Jeder, auch der unsinnigste Wunsch, wird sofort befriediget. Der Knabe wird nicht in die Schule geschickt; denn die

Ältern fürchten, daß der Lehrer den ihnen so erfreulichen Eigensinn des Kindes brechen, und ihm durch ein entgegen gesetztes Benehmen Kummer machen möchte. Sieben oder acht Jahre alt führt er als Spielzeug stets eine Axt mit sich, lernt einen Baum fällen, einen Zucker-Ahorn abzapfen, einen Trog von Buchsbaum aushöhlen, und wenn er darin Gewandtheit erlangt, so sagen ihm die Ältern, daß seine Erziehung vollendet sey, und daß er künftig dem Glücke Trotz biethen könne. Schon der Knabe denkt darauf, einmahl die Stütze seiner Familie und die Zierde seines Vaterlandes zu werden. Kaum zeigt sich das Barthaar, so hält er sich für einen Mann, und spricht über Alles mit Personen jeden Alters, kann keinen Widerspruch ertragen, hat vom Vater die Handelsgier geerbt, macht für sich Geschäfte, und hat oft schon, ehe er 15 Jahre alt ist, ein beträchtliches Vermögen. Seine Schul-Kameraden im Tausch, und Handel zu betrügen, ist das Erste, wornach er trachtet, und wenn es ihm gelingt, gibt man ihm Beyfall. Schon jetzt glaubt er sich unabhängig, und frey wie Bergluft. Er kennt keinen Zwang, geht, wohin es ihm beliebt, thut, was ihm gefällt, und glaubt, er sey keinem Sterblichen für seine Handlungen Rechenschaft schuldig. Seinen Leidenschaften und Gelüsten läßt er frey den Zügel schießen, ohne auf den Rath und auf die Lehren seiner Ältern zu achten. Treue und Sittlichkeit kennt er nicht, und biethet kühn Allem Trotz, was der bessere Theil der Gesellschaft für ehrwürdig hält. Ohne Kummer verläßt er das väterliche Haus, und tritt nun unabhängig in der Welt auf, nachdem er volle 20 Jahre alt geworden. Selten gibt der Vater seinen Kindern von dem, was er besitzt, eine Ausberathung, um damit ihr Glück zu versuchen; er läßt sich entweder Land von der Regierung anweisen, oder kauft solches auf lange Termine von einem Privaten. Nun baut er sich ein Haus, nimmt eine Frau, und denkt, daß die Erhaltung einer Familie leicht ist. Oft fängt er seinen Haushalt ohne einen Thaler in der Tasche an, und besitzt so wenig, daß er im ersten Ansiedelungsjahre von Credit lebt. Einen jedem Andern würde eine solche Lage in Angst setzen; aber ein Amerikaner hält es für eine Kleinigkeit, so viel zu verdienen, als das Leben bedarf, und freut sich, große Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen thürmen, zu besiegen. Er fühlt sich unabhängig, und seinen Arm stark genug, um am Ende ein großes Ziel zu erreichen. Jeder Canadier hat stets das Gestirn völliger Unabhängigkeit vor Augen, und mag es ihm beym ersten Beginnen auch noch so sauer werden, so gelingt es ihm doch gewöhnlich, nach etwa sechs Jahren ohne Schulden zu seyn, und ein gutes Inventarium auf seiner Landstelle zu besitzen, auf der er selbst am

Sonntage die Hände nicht in den Schooß legen darf. Sein Sprichwort ist: „Heute wollen wir essen, trinken und arbeiten, um morgen desto besser leben zu können.“ Mit frohem Muthe kehrt er Abends in sein Haus zurück, schläft fest, weil ihn Arbeit ermüdet hat, und arbeitet am folgenden Tage Frühmorgens wieder. In den ersten Jahren wendet er nichts an die Verbesserung oder Verschönerung seines ersten von Balken erbaueten Hauses, und eben so wenig an dessen Mobiliar. Mit der Axt hat er sich seine rohe Bettstelle ausgehauen. Die Seiten, die Pfosten und das Ende sind durch Stricke von der Rinde des Buchsbaumes befestiget; auf den Federn der erlegten Vögel schläft er; sein Tisch ist ein großer Holzblock. Die vier oder fünf Bänke in seiner Wohnung sind eben so roh ausgehauen, und das unentbehrliche Küchen- und Tellergeräthe beschließt sein wenniges Mobiliar. Selten sorgt er einmahl dafür, die Luftlöcher seiner Wohnung zuzustopfen; denn im Sommer, sagt er, gibt dieses Kühle, und im Winter hat man immer warm, wenn das Feuer auf dem Herde brennt, und die Luft im Hause so rein ist, als außen. Wenn der junge Canadische Bauer nur satt Schweinefleisch und Pudding, Ahornzucker, Sauerkraut und Johanneskuchen hat, so verlangen er und seine theure Ehehälfte vorläufig nichts mehr, wenn Letztere nur bisweilen zu Ball gehen kann, woselbst sie auch jetzt schon aufgenommen wird, obgleich das Luftschloß eines prachtvollen Landhauses nur in den kühnen Hoffnungen der Eheleute existirt.

Nach diesen Jahren wahren Elends faßt der junge Mann den kühnen Entschluß, sich eine Wohnung nach seinem Geschmacke zu bauen, und verpfändet sein Landgut einem nahen Landkaufmanne, der ihm, wenn er als ein fleißiger und unternehmender Mann bekannt ist, Alles, was er zum Hausbaue bedarf, auf Credit liefert. Steht nun das große und geschmackvolle Haus da, so möblirt er es auch eben so prächtig. Die Familie zieht in das neue Haus, und ein Paar Jahre lang gehen die Sachen ziemlich gut; aber der neue Triptolemus fängt an, den Landherrn zu spielen; glaubt, er habe nicht länger nöthig, für sich und seine Familie zu arbeiten, indem er annimmt, daß die vorigen sauern Jahre seine Kräfte zu sehr geschwächt hätten. Er wird ein Spieler, wettet viel, und macht allerhand Unternehmungen, wodurch er reich werden will. Gehen nun solche Unternehmungen nicht ganz nach seinem Wunsche, so liegt er Tag und Nacht in der nahen Schenke mit Kameraden, welche eben so schlechte Lebensart treiben. Sein Landgut geräth in Verruf, wenig Früchte und viel Unkraut zu tragen, und daß er sein Vieh vernachlässiget. Nun klagt der Kaufmann seinen Verpfändungsbrief ein, und verlangt die Bezahlung seiner Rechnung. Das Landgut

muß verkauft werden, und mit dem, was nach bezahlten Schulden übrig bleibt, wagt sich der Canadier in den Speculations-Handel, wobey er meistens Geld verliert, und wenn er keinen Stüber mehr übrig hat, läßt er sich eine neue Einöde in der Wildniß anweisen, und fängt dort von neuem mit seiner Frau und einem halben Dutzend Kindern die sauere Arbeit seiner ersten Jugend wieder an. So reich der Boden auch ist, und so herrlich das Klima auch seyn mag, so gibt es doch unter zwanzig Bauern nur einen, der nicht so viele Schulden hat, als seine Stelle werth ist. Alles dieses ist aber Folge der Canadischen Eitelkeit, Unsittlichkeit und Speculations-Wuth.

Auffallend bleibt es indessen, daß die unzähligen Beyspiele der nachtheiligen Folgen, zu früh die Feldarbeit aufzugeben, den jungen Colonisten nicht einleuchten, um sich vor ähnlichen Gefahren zu hüthen.

Gewöhnlich wird ein glücklicher Landwirth in späteren Jahren ein Gastwirth oder ein großer Speculations-Mann. Neun Zehntheile der Canadischen Bauern sterben jung in Folge ihrer unmäßigen Liebe zu starkem Getränke. Selten hinterläßt ein Canadier seiner Familie bedeutendes Vermögen, und pflegt dann zu sagen: „Er habe mit nichts angefangen, und seine Kinder sollten es eben so machen.“ Auch der Britte strebt sein Leben lang nach Unabhängigkeit; aber er hört nicht jung auf zu arbeiten, und freuet sich mehr der Aussicht, seinen Kindern ein Vermögen zu hinterlassen, als das Erworbene wieder zu vergeuden.

Statt daß man glauben sollte, ein von der Vorsehung mit Subsistenz-Mitteln so reichlich gesegnetes Volk müßte wenigstens seiner Nachkommenschaft eine bessere Bildung geben, als die Ältern besaßen, scheint in Ober-Canada die Civilisation in allen Dingen, welche dem Leben frohen Reitz zu geben vermögen, rückgängig zu seyn, und selbst diejenigen, welche das Glück ausgezeichnet begünstigte, denken nicht daran, ihren Kindern eine edle Erziehung zu geben.

30.

Nachtheilige Folgen der schlechten Erziehung der Jugend in Ober-Canada.

Weil der Ober-Canadier mit einem guten natürlichen Verstande begabt ist, und sich damit ohne alle Schulbildung in seiner Welt durchschlagen zu können getrauet, so hat er keine Achtung vor jeder

höheren Bildung, und noch weniger für die Wissenschaften, welche nicht offenbaren Gewinn im bürgerlichen Leben abwerfen. In Canada hält sich auch der unwissendste Mensch für einen sehr erleuchteten. Noch können sehr Wenige lesen oder schreiben, und in nichts ist der Canadier geitziger, als im Schulgelde für seine Kinder. Ihm scheint, daß der Sohn genug weiß, wenn er sein landwirthschaftliches Gewerbe versteht, und die Tochter, wenn sie kochen oder Flachs spinnen kann. Diese Unfähigkeit zu lesen und zu schreiben, veranlaßt im Canadischen Unterhause manche Lächerlichkeit. In den fünf Jahren, in denen ich in Canada lebte, habe ich nur zwey Personen gesehen, welche ein Buch in der Hand hatten, und einer derselben las in einem medicinischen Werke, um die Krankheit kennen zu lernen, welche ihn befallen hatte. Wegen des Mangels an Taglöhnern und Dienstbothen muß schon der sieben- und achtjährige Knabe auf dem Gute seines Vaters arbeiten, Ochsen treiben und Pferde leiten. Noch sind die Schulwege nach den wenig verbreiteten Schulen zu weit. Große Vortheile hat eine starke Bevölkerung in jedem wohlorganisirten Staate, wo selbst schon dadurch die Kenntnisse allgemein sich vermehren; unzählig sind dagegen die Übel, welche aus einer schwachen Bevölkerung entspringen, die in einer menschenleeren Wildniß zerstreut lebt.

Zwar hat die Krone beträchtliche Ländereyen zur Dotation der Schulen angewiesen; aber so lange die Kronländereyen so wohlfeil zu erlangen sind, ist es unmöglich gewesen, die dafür ausgesetzten Ländereyen zu guten Preisen zu verkaufen.

Eigentlich hat man nur zwey gute Schulen mit geschickten Lehrern: zu Kingston und Niagara.

Nach einem Landesgesetze vom Jahre 1807 sollte jeder District eine Schule besitzen, worin die Sprachen der Classiker und die practische Mathematik gelehrt würden. Jeder solcher Lehrer erhält 100 L. St. Gehalt, und diese Schulen sind wirklich jetzt eingerichtet; aber der kleine Gehalt reicht selbst in diesem wohlfeilen Lande nur hin, einen Lehrer im ehelosen Stande zu unterhalten, und in Canada ist man nicht gewohnt im ehelosen Stande zu leben.

Im Jahre 1816 verfügte ein Gesetz, daß in jeder Landesgemeinde (township) eine Elementar-Schule gestiftet werden solle; aber das Gesetz befahl zugleich, daß jede Ortschaft mit 20 Schulkindern eine eigene Schule besitzen solle, und jeder Schulmeister solle 25 L. St. Gehalt genießen. Es ist aber die Provinz bisher nicht im Stande, die große Summe der dießfälligen kleinen Lehrgehalte aufzubringen. Auch war eine Clausel dieses Gesetzes unvolksthümlich, daß man zu den Lehrerstellen nur Brittische Unterthanen

nehmen ſolle, weil es den Gliedern der Schul-Acht mißfiel, daß bloß Europäer oder Canadier den Schulunterricht ertheilen ſollten.

31.

Zuſtand der Religion, der Sittlichkeit und der Geiſtlichkeit.

Auch der Religions-Unterricht in Canada iſt überaus ſchlecht. Daher erklären ſich freylich auch ſo viele dort herrſchende Unſittlichkeiten, die Nichtachtung der Heiligkeit des Sonntags, das ſchändliche Fluchen, das unanſtändige Anrufen des göttlichen Nahmens, die ſo allgemeine Verletzung des Anſtändigen unter gebildeten Völkern, die practiſche Verachtung aller erhabenen Handlungen und Geſinnungen, welche der Tugend huldigen, und warum endlich die Nation in Ober-Canada ſo ſchreckliche Beweiſe eines verdorbenen und entarteten Volkes zeigt. Ich kam mit großen Vorurtheilen für den Charakter der Einwohner hierher, ſah aber bald, wie ſehr ich mich getäuſcht hatte; den Pfad der Rechtſchaffenheit und der Tugend hatte man allgemein verlaſſen, und wandelte im Wege des Treubruches und der Gottloſigkeit. Der Canadier iſt ſeiner Natur nach kalt und phlegmatiſch in Leidenſchaften, und doch, man darf es ſagen, in Laſtern eingeübt, welche anderswo nur aus unbändigen Leidenſchaften entſpringen, wo durch ein warmes Klima und ein hitziges Temperament gewißer Maßen die Natur zur Wolluſt entflammt; und in dieſem chriſtlich genannten Volke, begünſtiget durch die glänzenden Strahlen der göttlichen Offenbarung, ſieht man die großten Sünden und die Ehre der Menſchheit verdunkelt.

Das Schwören iſt unter dem Pöbel aller Nationen und in Europa, beſonders in Irland, gemein; jedoch iſt dieſer Unfug unter den Canadiern noch viel ärger, und je mehr der hieſige Pöbel überzeugt iſt, daß er lüge, je fürchterlicher klingt der Eid, womit er wiſſentlich Unwahrheit betheuert.

Jedes Volk, welches in der Civiliſation niederſteigt, zeigt mehr thieriſche Laſter, als das roheſte Volk, welches ſich zu civiliſiren ſtrebt. Die Menſchen, welche eine beſſere Erziehung und Bildung genoſſen hatten, und durch Unglück, Laſter oder Verbrechen aus der vornehmeren Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden, ſind nachher weit wilder und thieriſcher als die roheſten Menſchen der unterſten Claſſen, zu denen ſie hinabſanken. Ich habe in Canada viele in ihrem Vaterlande einſt angeſehene Perſonen gekannt, welche nach ihrer Einwanderung in Canada ſich bald die Schlechtheiten des neuen Va-

terlandes aneigneten. Es kamen etwa 200 Personen hierher, welche sich unter der Leitung meines Vaters hier angesiedelt haben. Unter diesen waren wenigstens 50 sehr sittliche Methodisten. Aber wie haben sich diese Menschen in Canada verschlechtert, da sie Sabbathsschänder, Flucher und Säufer geworden sind? Gleiche Erfahrung machte der ehrwürdige Doctor Strachan in seinem kürzlich in York erschienenen Werke: „Der Erinnerer an das Christenthum" Es wäre sehr zu wünschen, daß zur Erhaltung des wahren Christenthumes in den noch sehr unbevölkerten westlichen Districten sich Missionarien einfinden möchten, welche bey ihren mäßigen Bedürfnissen sich in Ober-Canada niederlassen wollten; weil die meisten neuen Niederlassungen zu arm sind, um sofort Prediger und Schullehrer zu berufen. Bisher hat Ober-Canada an Geistlichen der bischöflichen Kirche nicht mehr als sechszehn, an Geistlichen der presbyterianischen Kirche vier, und an Römisch-katholischen fünf, welche auf einer Linie von wenigstens 500 Englischen Meilen natürlich unfähig sind, allenthalben zu lehren und zu predigen, wo es doch Noth thut.

Zwar gibt es einige sogenannte Reiseprediger von der Kirche der Methodisten in den Freystaaten; aber diese Herren sind gar zu republikanisch gesinnt, und wollen ihre Religion und Politik zugleich verpflanzen. Zwar könnten alle alten Niederlassungen recht gut einen Prediger ernähren, welches jedoch in den neuen Niederlassungen ohne Hülfe der Regierung nicht möglich ist.

Es finden in Canada manche Versammlungen, um christliche Andacht zu pflegen, im freyen Felde Statt; aber auf diesen Andachtsplätzen wird eben so viele Unsittlichkeit, als auf den Wallfahrtsreisen ausgeübt. Mancher, der einer solchen kirchlichen Andacht im Freyen beywohnen will, macht eine Reise von mehr als 100 Englischen Meilen, ehe er zum sogenannten Lager der christlichen Brüder kommt. Gewöhnlich bleibt man dort acht Tage bey einander. Die Kirchen-Polizey hat weise den Verkauf der geistigen Getränke in diesen Kirchenlagern verbothen. Jetzt fangen die Pfarrherren, welche neuen wenig bevölkerten Niederlassungen nahe wohnen, sowohl in dem republikanischen, als Englischen Amerika an, die hirtenlosen Herden mit christlicher Erbauung zu erfreuen.

32.

Vortheile der Emigration nach Ober-Canada. — Geringer Beystand, welchen die Regierung den Einwanderern verleihet. — Nachtheilige Folgen der jetzigen Wohlfeilheit der Landes-Producte.

An sich kann kein Winkel der Erde fruchtbarer seyn, als Ober-Canada. Die gewöhnliche Ausfuhr beyder Canada's besteht besonders aus Bauholz, Pottasche, gesalzenem Rind- und Schweinefleische, Getreide und Pelzwerk. Dagegen betragen die Einfuhren, welche meistens aus Brittischen Manufactur-Waaren und Westindischen Rhum bestehen, jährlich ungefähr 1,200,000 Pf. St. an Werth. Die Staatseinkünfte Nieder-Canada's belaufen sich, da sie meistens aus Zöllen bestehen, auf mehr als 100,000 Pf. St. In Ober-Canada kennt der Pflanzer keine Zehenten und nur sehr geringe Abgaben, weiß auch nichts von den Erpressungen der Nieder-Canadischen Gutsherren. In Ober-Canada gehorchen wir bloß den Gesetzen, welche wir uns gegeben haben, und respectiren einen Monarchen, welchen sich das Volk selbst gab, unter dessen ruhmwürdiger Verwaltung wir zu leben stolz sind und sterben wollen. Land zum Anbaue kann man wohlfeil erhalten, und befindet sich folglich in dieser Rücksicht im Eden Amerika's ein mit Glücksgütern nicht gesegneter Sterblicher weit besser, als in Großbrittannien. Jedoch muß man nicht weniger erwägen, wie sehr jetzt die Regierung in Ober-Canada neue Ansiedelungen in der Wildniß erschwert, wie viel Geld und Arbeit das Urbarmachen einer Landstelle kostet, wie fern die Märkte liegen, wo man das Producirte verkaufen kann, wie hoch der Tagelohn ist, und wie theuer der Colonist Alles bezahlen muß, was er aus Europa bedarf. Will man Land von der Regierung in Ober-Canada erwerben, so muß man sich zur Ansiedelung in Wildnissen entschließen, wo nichts anlockend ist, als ein reicher Boden und eine gesunde Luft. Diese neuen Ansiedelungen liegen gewöhnlich nicht an schiffbaren Strömen, und sind zu weit von den Marktplätzen entfernt, um seine Producte leicht in Geld umsetzen zu können. Wer sich in alten Niederlassungen anbauen will, der muß jetzt schon von Privaten Ländereyen kaufen, und bezahlt weniger, als wenn er von der Regierung sich in der Wildniß Land anweisen läßt.

Seit kurzem hat der jetzige Statthalter folgenden Tariff von Einweisungsgebühren publicirt; wobey jedoch jeder Einwanderer das sogenannte kleinste Loos von 50 Ackern umsonst erhalten kann.

Acker	Pf. St.
100	12
200	30
300	60
400	75
500	125
600	150
700	175
800	200
900	225
1000	250
1100	275
1200	300

Seit dieſer viel zu hohen Taxe ſind manche fremde Einwanderer, welche gehofft hatten, in Ober-Canada Land umſonſt angewieſen zu erhalten, in's Gebieth der Freyſtaaten ausgewandert. Immer iſt zu bedauern, daß man in Europa die ſehr erhöhte Taxe der Einweiſungen nicht früher bekannt machte, als man ſie in Amerika einführte. Außer dem angegebenen Tariff muß der neue Anbauer ferner entrichten: Für die Abnahme des Unterthanen-Eides 2 Sh. 6 D., und an unentbehrlichen Einrichtungskoſten 250 Pf. St., wenn ſich der Anbauer das ſogenannte größte Loos von 1200 Ackern ausgewählt hat. Und vor wenig Wochen habe ich erlebt, daß ein Herr aus England von einem der Provincial-Landmeſſer 2000 Acker für 1000 Dollars kaufte. Viele arme Ankömmlinge haben in neuerer Zeit vorgezogen, urbare Landſtellen zu pachten, ſtatt ſich ein kleines Landloos von 50 Ackern anweiſen zu laſſen; denn 50 Acker reichen nicht hin, eine mäßige Familie zu ernähren, weil man 20 Acker zum Feuerungsbedürfniß der nächſten 20 Jahre liegen läßt, und 30 Acker als Weide-, Wieſe- und Pflugland für eine Familie zu wenig ſind; denn bey ſauerer Arbeit kann er mit ſo wenigem Lande ſich nur eben des Hungers erwehren, und auf keinen Fall etwas übrig haben. Man hält hier nähmlich allgemein dafür, daß der Landmann wegen der langen Winter für Pferde und Kühe viel Heu einernten muß. Auch iſt die Saatzeit hier zu kurz, und der Tagelohn zu hoch, als daß man mit Engliſchem Fleiße den Boden beſtellen könnte.

Das Meiſte, was ein Anbauer verkaufen kann, iſt Weitzen und Mais, und der Kaufmann, der hier das Meiſte kaufen muß, bezahlt von dem bedungenen Kaufgelde Dreyviertel in Manufactur-Werth und ein Viertel bar. Jetzt iſt aber der Weitzen ſo niedrig im Preiſe, daß man für den Bushel (60 Pf.) 20 Groſchen zahlt.

Der Rocken hat seinen alten Preis (16 Groschen) behalten, da man kaum so viel, als das Haus bedarf, zu bauen gewohnt ist. Das Faß von 200 Pf. Schweinefleisch kostet gewöhnlich 12 Dollars, und das Pf Rindfleisch 1 Groschen 4 Pfennige; jetzt gilt ein gutes Pferd kaum 15 Pf. St., und ein Paar Zugochsen kaum 12 Pf. 10 Sh. Mit Mühe erlangt man jetzt für eine Kuh den Preis von 3 Pf. St. 5 Sh.

33.

Notizen für einwandernde neue Ansiedler in Ober-Canada.

Gemeiniglich wenden sich die Fremden, welche in Ober-Canada einwandern wollen, ohne Nutzen an die Regierung in Nieder-Canada. Sie können sich aber geradezu an die Districts-Behörde wenden, wo sie Land zu ihrer Anbauung wünschen, wenn sie mit einem Loose von 100 Ackern sich begnügen wollen. Arme Einwanderer kommen gemeiniglich im August oder September in York an. In zwey Jahren muß ein Haus von 20 Fuß Länge und 16 Fuß Weite gebaut seyn; ferner der Weg vor der Landstelle von Bäumen gereiniget werden; auch muß der neue Anbauer das Holz von wenigstens $3\frac{1}{2}$ Acker niedergeschlagen haben. Man berechnet die Mühwaltung der Straßenreinigung auf 5 Pf. St.; das Niederschlagen der Bäume auf dem angewiesenen Lande auf 3 Pf. St. 10 Sh. per Acker, und die Erbauungskosten des hölzernen Hauses auf 10 Pf. St. 10 Sh. Ein solches hölzernes Haus hat einen Schornstein, ein Schindeldach und einen getäfelten Fußboden. In zehn Tagen kann ein Anbauer mit vier Mann und der gewöhnlichen Hülfe der Nachbarn ein solches hölzernes Haus erbauen. Ein solches Haus muß man sobald als möglich errichten, aber sich in Acht nehmen, es nicht an einer unpassenden Stelle zu gründen.

Der gewöhnliche Taglohn ist in Ober-Canada 20 Groschen, ohne freye Kost und Wohnung. Der Zimmermann und Holzschläger erhalten aber das Doppelte und auch noch wohl mehr. Der Erbauer eines Hauses muß ein Paar Ochsen, zwey Arbeiter und einen Zimmermann mitnehmen, und auf zehn Tage für Proviant sorgen. Dieses besteht in Brot, Schweinefleisch, Erbsen und einem Faß Branntwein. Zu allererst bauet man sich ein Obdach, um darin mit seiner Gesellschaft zu schlafen. Es wird von Baumrinde verfertiget, und indem man gegen den Eingang über Feuer anlegt, befindet man sich dort für die wenigen Tage des Aufenthaltes einiger Maßen bequem;

dann ſchlägt man das Holz auf dem Bauplatze ſämmtlich nieder, und hernach ſo viele junge Bäume, als man zum Bau bedarf. Über einen Fuß Diameter dürfen die gefällten Bäume nicht halten, welche man nach dem Bauplatze ſchleppt; Balken und Thürſchwellen werden daraus gehauen. Auch fället man weiße Äſchen und Buchsbaumholz, theilt ſolche, wenn das Haus 20 Fuß lang werden ſoll, in Stücken von 10 Fuß, und ſägt daraus Breter für den Fußboden. Wenn Alles fertig iſt, ſo werden zehn bis 12 Perſonen aus der Nachbarſchaft zum Richten gebethen. Wenn dieſe ankommen, legt man das Fundament durch vier der ſtärkſten Bäume. Auf dieſen Untergrund legt man nun eine zweyte Lage von Baumſtämmen, und verbindet ſolche mit der erſten Lage. Eben ſo ſetzt man die ferneren Lagen und das Dach in die Höhe, und bedeckt es entweder mit Rindenſtücken oder mit geſchnittenen Schindeln; die Löcher für Thüren und Fenſter werden ſodann ausgeſchnitten. Hinter dem Feuerplatze ſetzt man eine Wand von Steinen auf, und macht davon einen Schornſtein, ſo einfach, als in den Irländiſchen Hütten; dann folgt die Zuſammenfügung der Dielen des Fußbodens und das glatte Behauen der inneren Wände. Den leeren Raum zwiſchen den einzelnen Balken füllt man mit kleinen Holzſtücken, und macht dann einen Lehmanwurf, damit die Wohnung luftdicht wird. Zuletzt werden Fenſter und Thüren eingeſetzt, und die Familie fängt ſogleich an, ihr Haus zu bewohnen.

Gemeiniglich hauet man die Bäume in der Wildniß 20 Zoll über der Wurzel ab, und ſtapelt die Zweige, welche man abhauet, in großen Haufen auf einander, um ſie allmählich zu verbrennen; auch werden die Baumſtämme in Stücken von 12 Fuß Länge geſchnitten, dann mit Ochſen weggeſchleppt, und ſofort verbraucht. Zur Zeit der Weitzenſaat ſäet man den Weitzen breitwürfig, und harket ihn mit einer dreyeckigen Egge ein. Ohne weitere Vorbereitung legt man ſofort Indianiſches Korn und Kartoffeln, und gewinnt oft bey aller ſchlechten Beſtellung vom Acker 40 Bushel Weitzen und 50 Bushel Mais. Im zweyten Jahre iſt die Ernte ſchon etwas ſchlechter, und wird immer ſchlechter bey folgenden Ernten, wenn man nicht den Pflug zu Hülfe nimmt. Da aber ſchon im dritten Jahre das ungepflügte Land mit Unkraut überwachſen iſt, ſo dürfen die Anbauer nicht aufhören, neues Holz zu fällen, um neue Saatfelder zu haben, und die Pflügungen immer tiefer vorzunehmen.

34.

Plane zur schnellen Bevölkerung Ober-Canada's.

Es wäre zur Erleichterung der Emigranten aus Großbrittannien zu wünschen, daß die Regierung mehrere ihrer allmählich verfaulenden Kriegsschiffe zum Transporte der Auswanderer hergeben möchte; dann könnte man eine Familie von fünf Personen mit Einschluß des Proviantes für weniger als 20 Pf. St. nach York in Ober-Canada transportiren. Es ist ferner richtig, daß man von York die Familie 100 Meilen landeinwärts transportiren könnte mit den dort gekauften Ochsen, Schlitten und einer Kette, wenn Letztere in England gekauft worden wäre,

	Pf. St.	Sh.
für	14 „ „	
Zwey Kühe	6 „ „	
Zwey Äxte, zwey Hacken, Pflugeisen und neun Eggenspitzen	2 „ „	
Unentbehrliches Küchengeräthe an Töpfen, Kesseln u. s. w.	2 „ „	
Die Erbauung eines kleinen hölzernen Hauses, wie es die Anbauer dieser Classe bedürfen	7 „ „	10 „
Provision auf zwölf Monathe, als zwölf Faß Mehl, jedes Faß à $2\frac{1}{2}$ Dollar und ein Faß Schweinefleisch zu 8 Dollars ꝛc. .	8 „ „	11 „
Summa	40 Pf. St.	1 Sh.

Von diesen Lebensmitteln und der Milch ihrer beyden Kühe werden sich die Anbauer besser ernähren, als vormahls in ihrem Vaterlande der Fall war. Man kann folglich mit dem Aufwande von 60 Pf. St. für jede Familie eine große Anzahl verarmter Familien aus unserer Hemisphäre in die jenseitige versetzen. Gewiß wäre dieses Geld weiser angelegt, als für Erbauung bischöflicher Kirchen, oder für eine unmäßig große Flotte und eine viel zu große Zahl hoher Officiere der Flotte in Friedenszeit. Würde aber die Regierung durch ansehnliche Ermunterungen die Canadier zum Hanf- und Tabaksbau in Stand setzen, so könnte jeder Ankömmling aus Europa auf der Stelle Arbeit finden, und genug verdienen, um sich mit seinem ersparten Gelde nach Ablauf eines Jahres als Anbauer setzen zu können. Es brauchte das Parlament dazu nur das Geld auszusetzen, was es für den äußern Schmuck oft unnöthiger Prachtgebäude verschwenderisch bewilligt, und es müßte dann möglich werden, Millionen verarmter arbeitsloser Europäer nach Canada zu versetzen, wo-

durch natürlich die Ausfuhr Englischer Fabrikate dahin ungemein wachsen würde.

Jetzt sind schon 232 organisirte Gemeinden (townships) in Ober-Canada, die ungefähr 18 Millionen Acker Landes enthalten, wovon ein Siebentel zur Dotation der protestantischen Geistlichkeit und Schulen, und das zweyte Siebentel unter dem Nahmen: Vorbehalt der Krone, liegen geblieben sind. Dieses letzte Siebentel liegt noch wüste da, und nutzt weder der Regierung, noch dem Lande, liegt zum Theil in den fruchtbarsten Gegenden Ober-Canada's, und würde daher leicht Käufer finden.

Es beträgt dieses Siebentel ungefähr $2\frac{1}{2}$ Million Acker. Wenn nun die Regierung solche in Loose von 200 Acker vertheilte, und auch den bisherigen Einwohnern der vereinigten Staaten erlaubte, nach geleistetem Unterthanen-Eide sich hier anzubauen, so würden in drey Jahren sich 12,500 Familien hier mehr ansässig machen, und ein Fonds gebildet werden, um gute Wege, Canäle und andere nothwendige Einrichtungen anlegen zu können. Sicher würde man auf diesem Wege zu einem Capital von $2\frac{1}{2}$ Million Pf. St. gelangen können, und mancher geborne Großbrittannische Unterthan in den vereinigten Staaten würde eilen, unter den Scepter des Königs zurückzukehren.

Daß man sich entschließt, eine große Anzahl verarmter Irländischer Familien nach Canada zu versetzen, ist ein Bedürfniß für die Ruhe in Irland, und das einzige Mittel, um zu verhindern, daß nicht nach 25 Jahren die Verlegenheit eintritt, dort für 14 Millionen Menschen Nahrung und Erwerb auszumitteln *).

Jetzt kommen bisweilen im Spätherbste, wie im Winter von 1819 auf 1820, viele arme Tagelöhner aus Irland nach Quebeck

*) Da England wegen der großen Menge Waisenkinder, und besonders wegen der Mädchen bey seinem Systeme verlegen ist, die Cultur kleiner Landstellen und die Vertheilung der Erbschaften unter Mehrere nicht zu befördern, und dadurch theils die Menge gezwungen wird, sich in die Fabrikatur zu werfen, und die höchste Veredelung des Bodens in kleinen Landstellen durch verkehrte Regierungsansichten unterbleibt, so muß immer eine große Verarmung nachwachsen, und da besonders die Mädchen in Canada fehlen, so ist es zu verwundern, daß man nicht längst alle Waisen nach fünf- bis sechsjährigem Alter, um ihnen ein besseres Glück zu bereiten, besonders aber den weiblichen Theil, nach Canada zur Vollendung der Erziehung sendet. Viel wohlfeiler, als im theuern England, ließe sich dort die Erziehung vollenden. Anm. des Übers.

und Montreal, so daß bloß in diesen Städten für 500 arme Einwanderer gesorgt werden mußte, ohne die größere Zahl derselben, welche auf dem Lande untergebracht wurde. Dieses könnte aber vermieden werden, wenn man diese in Ober-Canada so unentbehrlichen Menschen sofort nach York hätte abgehen lassen; dann handelten diese Menschen weise, sich ein Paar Jahre als Tagelöhner zu vermiethen, und mit dem verdienten Lohne sich hernach in den Wildnissen in zahlreicher Gesellschaft niederzulassen.

35.

Niedriger Preis der Landgüter in Ober-Canada. Wer dahin mit Nutzen wandert. Haß der Canadier wider die vereinigten Staaten.

Zwar wäre es zu wünschen, da hier der Geldmangel so groß ist, daß sich einige reiche Familien entschließen möchten, sich in Ober-Canada niederzulassen. Auch hatte man vor acht bis zehn Jahren den Glauben, daß angekaufte wüste Ländereyen in zehn Jahren den dreyfachen Werth erlangen würden *). Ich habe aber dagegen erlebt, daß wüste Ländereyen, welche man bey meiner Ankunft im Jahre 1818 3 Dollars per Acker schätzte, im Jahre 1823 der Acker für 4 Shillinge (Engl.) verkauft worden sind. Wenn also Amerika's Producte nicht im Werthe steigen sollten, so läßt sich annehmen, daß in zehn Jahren der Werth nicht höher als heute seyn wird; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß nicht ganz schlecht gelegene Ländereyen in Gemeinden anfangender Bevölkerung sogar unter einen Shilling per Acker verkauft worden sind; daß man eine Landstelle von 200 Acker Landes, von denen die Hälfte vom Holz gereiniget und befriediget worden war, mit dem Wohnhause und der Scheune für weniger als 150 Pf. St. verkauft hat. Man kann nähmlich rechnen, daß ein gewöhnliches hölzernes Wohnhaus ungefähr 12 Pf. St., eine gute Scheune 50 Pf. St., und das Reinigen und Einfriedigen von 100 Acker Landes wenigstens 300 Pf. St. kostet, woraus sich ergibt, daß nicht einmahl die Arbeit dem Anbauer bezahlt worden war.

*) Daß dieses nicht erfolgte, war Schuld der Regierung, welche nicht beschloß, nationenweise mäßige Districte auf ein Mahl ziemlich dick zu bevölkern. Dann hätte sich schnell Ackerbau und Fabrikatur von einander genährt, und es unterblieb die jetzige erste Verwilderung der Colonisten, deren Nachkommen sich erst civilisiren lassen werden. Anm. des Übers.

Im Winter 1820 kaufte ein Freund von mir eine Landstelle von 400 Acker Landes, außerordentlich guter Qualität für 300 Pf. St. Er fand auf derselben ein hübsches wohlgebautes Wohnhaus von 32 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, welches 150 Pf. St. kostet, und eine hölzerne Scheune von 36 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, welche ungefähr 20 Pf. St. kostet. Hundert Acker Landes waren bereits vom Holze befreyet, und 50 derselben gut befriediget, auch zum größten Theil bereits in Cultur, und die Nachbarschaft nahm an, daß der Verkäufer die Landstelle gut verkauft habe. Sicher würde aber ein größerer Zufluß der Einwanderer von einigem Vermögen den Werth der Landstellen sehr vermehren *), und diese neuen Reichen würden eilen, sich Landstellen mit einer vorgerückten Cultur zu kaufen; aber bisher hat es fast alle reichen Personen gereuet, sich aus Europa nach Ober-Canada versetzt zu haben; zumahl der gar zu hohe Tagelohn den Gedanken an Anlegung von Fabriken entfernen muß.

Es ist ein großes Glück, daß jetzt die Eifersucht wider die Anbauer in den vereinigten Staaten, deren blühenden Wohlstand man beneidet, die Canadier zu reitzen scheint, darauf zu denken, sich bald möglichst Canäle zu verschaffen **). Schon denkt man an einen Canal zwischen den Seen Erie und Ontario, damit Boote von 20 bis 40 Tonnen eine bequeme Wasserstraße aus Ober-Canada nach Nieder-Canada erlangen, wodurch allerdings die westlichen Districte sehr gewinnen würden; doch ist solchen ein leichter Zugang zur Mündung des großen Flusses (Grand-River) noch wichtiger, und besonders ein Wasserweg nach dem See Erie, zur Transportirung des in Ober-Canada so überflüssigen Stabholzes nach Quebeck und von dort nach Westindien.

Auch der Canadische Landkaufmann leidet jetzt sehr bey der Wohlfeilheit der Landes-Producte, und büßt am geborgten Capital genug

---

*) Ebenfalls würde die dichtere Ansiedelung der Anbauer hierzu beygetragen haben. Anm. des Übers.

**) Der Hauptgrund, warum in Nord-Amerika's Freystaaten die Ansiedelungen schnell gedeihen, ist Folge des Verkaufes der Ländereyen. Die bestgelegensten zu Mühlen und Stadtanlagen kaufen dann die reichsten und unternehmendsten neuen Einwohner, darauf folgen Handwerker, und um diese herum häufen sich die mäßigen Amerikanischen Ansiedelungen, wo sogleich der Boden trefflich cultivirt wird. Man baut auf diesem wenig Getreide, weil dieses keinen weiten Transport leiden kann, um desto mehr erzieht man Vieh und Milch-Producte, welche eher einen weiten Transport ertragen können.
Anm. des Übers.

ein. Wenn aber erst Canäle und einige Fabriken in Canada existiren werden, so wird gewiß bald ein allgemeiner kaufmännischer Geist dort erwachen. Wenn jetzt ein Canadischer Pflanzer eine Landstelle von 500 bis 2000 Pf. St. besitzt, so kann er zwar als Bauer sehr wohl davon leben; wollte er aber diese Summe im Handel anlegen, so möchte er sehr bald sein Geld los werden.

Wer jetzt als Landbesitzer in Canada nicht selbst die Hand an den Pflug legt, und mit Tagelöhnern und Gesinde seine Landstelle bewirthschaften will, wird schwerlich subsistiren können *).

Aus dem gelehrten Stande fehlen hier besonders Geistliche; dagegen hat man der Advokaten und der Ärzte schon so viele, so daß diesen keineswegs zu rathen ist, hierher auszuwandern. Weil es hier so wenige Apotheken gibt, so sind alle Landärzte gezwungen, hier selbst die Medicin zu bereiten, und wenn sie zu Kranken gerufen werden, jedes Mahl einen Medicin-Kasten mit sich zu schleppen. Desto besser befindet sich eine Familie eines auf halben Sold gesetzten Officiers. Da sie ein bares Einkommen besitzen, so haben sie nicht nöthig, selbst zu arbeiten, und können Tagelöhner miethen. Freylich werden sie aber desto weniger sich behaglich finden, im Umgange mit manchen rohen Nachbarn leben zu müssen **).

Am nützlichsten sind hier Zimmerleute, Tischler, Schneider und Schuster, welche gewöhnlich ihre 30 Sh. Wochengeld verdienen; alle übrigen mechanischen Handwerker sind nicht so sicher, einen stäten festen Erwerb zu finden. Mahler und Mauerleute, so wie Ziegelbrenner, werden nicht gesucht; denn der hiesige Zimmermann haut nicht bloß Holz, sondern mahlt es auch an; übrigens sind fast hier alle Häuser von Holz gebaut, und die Errichtung von Schornsteinen versteht hier Jeder, so wie das Tünchen der Wände; dagegen ist das Tünchen und

---

*) In England herrscht eine National-Wuth, jedes nützliche Geschäft in's Große zu treiben; deßwegen meynt auch der Verfasser, daß 50 Acker für einen kleinen Colonisten zu wenig Land sind, und hat Unrecht; da lernt der Colonist mit Kühen pflügen, baut wenig Korn, und hat desto mehr Viehzucht. Dieses verbessert den Boden auf einige Zeit, und setzt ihn in Stand, für Geld dem großen Landherrn in der Ernte, Saat u. s. w. als Taglöhner und überhaupt als Handwerker zu Hülfe zu kommen; aber bey den Unternehmungen der Britten ist Alles riesenmäßig, und durch dieses Ultraübertreiben an sich vernünftiger Plane schadet sich sowohl das Mutterland, als der dasselbe nachahmende Colonist in seinen Speculationen. Anm. des Übers.

**) Diese Beschwerde verschwindet, wenn eine Zahl von Bekannten sich in der Nähe bey einander ansiedelt. Anm. des Übers.

das Gipsen der Zimmerdecken sehr ungewöhnlich. Es thut jeder solche Handwerker wohl, sich ein Landloos einweisen zu lassen, und mit dem Handwerke die Landwirthschaft zu verbinden.

Alle andern Gewerbe, als die vorgedachten, müssen nach Canada gar nicht einwandern, oder ihr Geschäft auf die Städte Quebeck und Montreal einschränken; sonst werden sie gezwungen seyn, um Subsistenz zu finden, Landbauern zu werden.

Es ist eine Thatsache, daß Ober-Canada bisher sich noch in der Kindheit des Social-Zustandes befindet. Zwar gibt es keinen reichern Boden, welcher bey der geringsten Industrie die Herren der Schöpfung, und uns nützliche Thiere aller Art ernährt. Die Pflege der Landwirthschaft, zu der hier Alles ermuntert, führt am Ende die Menschheit zur Civilisation, und zu seiner Zeit werden Fabriken und Manufacturen genug entstehen. Für jetzt ist aber die dießfalsige Aussicht der meisten Professionisten schlecht. Es wird aber eine Zeit kommen, wo das von der Natur reicher begabte Brittische Amerika der Sitz Brittischer Industrie, des Reichthumes und der Gelehrsamkeit werden wird, und der Himmel gebe, daß die Erfüllung dieser Hoffnung nicht ferne sey.

Es gibt manche Personen in England, welche den Wahn hägen, daß Canada einst mit den vereinigten Freystaaten verbunden werden wird. Dieses wird aber nur dann Statt finden, wenn Großbrittannien von seiner jetzigen Macht herab sinken würde, und wenn es aufhören wird, seine wichtige Colonie in beyden Canada's liberal zu behandeln.

Vor Allem sind die Abkömmlinge der in Nieder-Canada eingewanderten Franzosen der Englischen Regierung sehr zugethan, welche den dortigen Gutsherren und deren Untergehörigen ihre bürgerlichen, religiösen und politischen Rechte nicht bloß ließ, sondern solche sogar, wo es mit dem Gemeinwohl verträglich war, vermehrt hat. Was die katholische Geistlichkeit anbelangt, so könnte sie sich im Voraus sagen, daß ihr Zehentrecht und ihre in Canada so glänzende Kirche unstreitig manche Opfer dem republikanischen Conformitäts-Systeme bringen müßte. Es betrachten daher besonders die Gutsherren und die Geistlichkeit die ungebundenere Freyheit und die Verachtung angeborner Rechte gewisser Stände unter den Amerikanern mit einem wahren Abscheu. Daher hat man auch beständig gefunden, daß die Landherren und die Priesterschaft sich auf's treueste mit der Krone verbanden, um Canada vor dem Unglücke der Eroberung der Republikaner zu bewahren, und die andern Classen in Nieder-Canada sind gewohnt, Alles zu glauben, was die Gutsherren und die Priester ihnen als gemeinschaftliches Interesse der vornehmen und der dienenden Hand

darstellen. Freylich hat sich Ober-Canada zum nicht geringen Theile aus gebornen Nord-Amerikanern der jetzigen Freystaaten und deren Nachkommen gebildet; aber die meisten Eingewanderten sind wegen der Anhänglichkeit an die königliche Regierung mit Confiscation ihrer Güter in den Freystaaten bestraft, und gezwungen worden, in den Wildnissen Ober-Canada's sich von neuem anzusiedeln. Als im letzten Kriege die Miliz-Horden der Freystaaten ein paar Mahl mit einigem Erfolge in Ober-Canada vordrangen, haben sie durch Raub und Plünderung der Landleute, welchen sie besonders alle Gewehre nahmen, sich so verhaßt gemacht, daß man behaupten darf, daß auf der ganzen Erde sich keine zwey Nachbarstaaten so wüthend hassen, als die eine monarchische Regierung liebenden Canadier mit einer eigenthümlichen Gesetzgebung seit Jahren ihre republikanischen Nachbarn zu hassen gewohnt sind.

Der zahlreiche Theil Ober-Canada's von Brittischer Ab kunft theilt diesen Haß der vormahligen Loyalisten mit ihnen; sie schätzen die Vorrechte, welche sie unter Brittischer Hoheit besitzen, und den Glanz der auch in Ober-Canada sich allmählich bildenden Aristokratie so sehr, daß, wenn die Freystaaten mit ihren zahlreichen Milizen bey einem etwanigen Kriege in Ober-Canada einfallen sollten, sie mit solchem Eifer sich zum Widerstande waffnen würden, daß ein solcher Einfall den Amerikanern sehr gefährlich werden könnte.

Es hat also weder Canada noch England von der Zahl der Amerikanischen Milizen bey einem etwanigen Kriege das Mindeste zu fürchten, so lange die Krone den Stolz behauptet, ein unabhängiges, aber sich nur unter Gesetzen regelndes Volk im nördlichen Amerika zu regieren; aber sie muß in der Verwaltung dieses Schutzstaates manche andere Grundsätze annehmen, als bisher ihre in Canada residirenden Beamten in diesen Provinzen geübt haben *).

36.

Fußreise aus der Talbot-Niederlassung nach Nieder-Canada.

Folgende Reisebegebenheiten, welche den Lesern nicht uninteressant seyn dürften, sammelte ich auf einer Fußreise, und erinnere,

*) Doch muß man nicht vergessen, daß die Krone England's in Canada stets eine kleine Flotte und 10,000 Mann Linientruppen unterhält, mit einem Aufwande von 750,000 L. St. für das Civile und starke Militär; dagegen ist das Kroneinkommen nur sehr geringe. Anm. des Übers.

daß der gelehrte Doctor Goldsmith etwas ganz Vernünftiges behauptete, als er drucken ließ, daß ein Fußreisender die Gegenstände um ihn herum viel schärfer und richtiger in's Auge fasse, als ein vornehmer Reisender aufzunehmen im Stande ist, wenn sein Wagen durch fremde Gegenden rollt.

Es war im Frühjahre 1820, daß ich, wie der weiland Erzvater Jakob, meines Vaters Haus in der Niederlassung Talbot verließ, und mich allein in die Urwälder wagte. Nach zurück gelegten ersten 20 Meilen klopfte ich in einem Wirthshause an, mußte aber erfahren, daß die Vögel ausgeflogen waren, weil irgend ein speculirender Amerikaner eingesehen haben mochte, daß er hier sein Brot nicht finden könne; ich setzte mich daher auf ein leeres Faß vor dem Hause, und fing an, in Young's Nachtgedanken zu lesen, um meiner Seele die Nahrung zu geben, welche ich dem Körper versagen mußte; leider waren aber die Mosquitos eben so hungrig als ich, und zwangen mich, das Buch zuzuschlagen, und meine Wanderung fortzusetzen. Bis Oxford wanderte ich noch 10 Meilen in der Wildniß, und traf keine menschliche Seele an; aber die Mosquitos waren auf mein Blut so begierig, daß sie mir auch nicht einen Augenblick Frist ließen, an irgend etwas Anderes zu denken, als mich gegen solche zu schützen.

In Oxford wollte ich in einem Wirthshause zu Mittag essen; aber auch hier hatte ich das Unglück, den Gastwirth nicht im Hause zu treffen; doch war meine Lage nicht völlig so hoffnungslos als beym ersten Wirthshause. Dieser Wirth hatte sich nähmlich, nicht wie der erste, in Nacht und Nebel davon geschlichen; denn ich traf ihn schwankend auf einem Steine, indem er sich in der Sonne bartete. Feurig strahlte sein Antlitz, und verrieth so sein Gewerbe und was er liebte. Ob er gleich in einem kattunenen Schlafrocke und dünnen Beinkleidern leicht gekleidet war, so zerschmolz er doch fast aus innerer und äußerer Hitze. Als ich mich der Thür näherte, nahm er seine Cigarre aus dem Munde, und fing mit mir das gewöhnliche Examen eines Amerikaners an. Ich eilte, ihn zu ersuchen, mir eine Schüssel zur Nahrung, die ich sehr bedurfte, vorsetzen zu lassen. Statt des verlangten Rindfleisches erhielt ich eine Schweins-Carbonade, welche ich mir gut schmecken ließ, aber mich wieder examiniren lassen mußte, bis ein anderer Gast hereintrat, und einen sogenannten Kehlspüler (so nennt der gemeine Mann in Amerika einen Schnapps) verlangte, welcher den Wirth beym Halse faßte, und ihn nach dem Schenktische führte. Ich bezahlte meine Rechnung, und kam um 8 Uhr Abends in Dogges Wirthshaus, um dort zu schlafen. Es pflegen die Landwirthshäuser in Ober-Canada gewöhnlich nur klein zu seyn, und aus drey Zimmern, der Küche, dem Schlafgemache und dem Gastzimmer

zu bestehen. In letzterem wird Kaffeh getrunken, Schnapps geschenkt, und gezahlt. In der Küche wird dagegen gewaschen, gespeiset, und es pflegt sich darin Jeder anzukleiden; im Schlafzimmer dagegen werden alle Vorräthe des Hauses aufbewahrt.

Das eigentliche Gastzimmer hat nichts als einen großen Tisch von Kirschbaumholz, zwey oder drey Bänke von Tannenholz und eine Feuerzange. Die Wönde sind mit weißem Kalk überzogen, und der Fußboden ist reichlich mit Sand bestreuet.

Die Küche ist voll Töpfe, Kessel, eiserner Platten, Tische, Messer und Gabeln und einem halben Dutzend Tröge.

Die Schlafkammer enthält gemeiniglich vier bis fünf reinliche gute Betten mit Bettlacken von Baumwolle und Überzügen, welche aus Flachs und Wolle gewebt sind. Es haben aber die Bettstellen weder einen Himmel noch Umhänge. Überdieß stehen darin zwey bis drey Stühle, ein tragbares Fernglas kleinster Art, das aber häufig so schlecht ist, daß es gemeiniglich Alles falsch reflectirt. Übrigens fehlt darin ein Waschtisch, ein Tisch, um sich anzukleiden, ein Büreau, um Gepäcke hinein zu legen, und sogar der Nachttopf. Endlich schlafen in diesem Gemache Männer, Frauen und Kinder durch einander.

Verlangt man in einem solchen Wirthshause ein Bett für sich, so erhält man zur Antwort, daß das von der Zahl der Gäste abhänge, welche ein Schlaf-Quartier suchen möchten, und erhält vorläufig den Besitz eines Bettes unter der stillschweigenden Bedingung, wenn es die Umstände mit sich bringen, mit einem Menschen das Bette zu theilen, welchen man vorher niemahls sah. In der Sorge, einen unangenehmen Schlafgenossen zu empfangen, bringt man bisweilen eine Nacht unruhig und schlaflos zu.

Ich mußte einmahl, weil kein anderer Rath für mich war, unter diesem Vorbehalte des Wirthes mich Abends zur Ruhe niederlegen, und schlief in der Furcht, einen Schlafgesellen zu erhalten, ein. Um Mitternacht wachte ich auf, und hörte, daß fünf fröhliche Mädchen mit einander schnatterten, und sich entkleideten. Als ich sah, daß nur vier Betten im Zimmer standen, und jedes Bett bereits mit einer Person besetzt war, so konnte ich berechnen, daß ich wenigstens eine, wo nicht zwey Jungfern zu Bettgenossinnen erhalten würde. Ergriffen von dieser Furcht, erhob ich mein Haupt, und erkundigte mich bey den Schönen, welche von diesen mir die Ehre erweisen würde, bey mir zu schlafen.

Eines der schalkhaften Mädchen rief mir zu: „Wir werden uns gewiß weder zu Ihnen noch zu Ihrem Bette drängen; man verliert alle Neigung dazu, wenn man Sie nur sieht.“

Freylich mag ich nicht sehr freundlich ausgesehen haben; denn

ich hatte eine wahre Angſt vor zwey Beyſchläferinnen. Auch erlangte ich bald die Überzeugung, daß mein Bett von ihrem Beſuche verſchont bleiben würde; denn die fünf jungen Schönen legten ſich neben einander auf Bettzeug, welches auf die Diele niedergelegt wurde. Da aber die Schönen nicht ſchläfrig ſeyn mochten, ſo erneuerten ſie ihr Geſchnatter im Bette, und aus den Kehltönen ſchloß ich, daß es Deutſche Mädchen waren. Die Unterhaltung derſelben brachte mir eine ſchlafloſe Nacht; als ich aber aufſtand, war es Gewißheit, daß die Mädchen Deutſche waren; denn ſie redeten im Schlafe Deutſche Worte. Ich ſtand endlich früh auf, und fand vor der Thür des Schlafzimmers eine Art Schweintrog, um mich darin zu waſchen. Wenn man in einem Canadiſchen Wirthshauſe zu Pferde einkehrt, ſo iſt es herkömmlich, daß der Reiſende ſein Pferd ſelbſt füttert und reiniget; denn nach Landesgebrauch läßt der Wirth ſolches hungrig und durſtig ſtehen; und dieſe Pflichten, ſich ſelbſt zu bedienen, muß man mit guter Laune, ſo müde man ſeyn mag, verrichten, oder der Hausherr flucht dem Fremden nach, oder ſeine ehrbare Hausfrau macht ihm mit gellender Stimme Vorwürfe.

Es erwarte kein Fremder irgend eine zuvorkommende Aufmerkſamkeit von dem Gaſtwirthe, bey dem er in Amerika einkehrt. Mag der Fremde noch ſo höflich um irgend eine Hülfsleiſtung bitten, ſo iſt immer die Antwort: daß man Geduld haben müſſe, bis der Herr oder die Bedienung mehr Zeit hätten. Wendet man ſich etwa an die Wirthstöchter, ſo darf man darauf rechnen, daß ſie noch mürriſcher ſind als die Ältern. Bittet man ſolche um irgend eine Erfriſchung, ſo erſchallt darauf etwa folgende Aufforderung: „Mutter, der Mann will zu eſſen haben.“

Ich kehre nun zu meiner Reiſebeſchreibung zurück. Am folgenden Tage wanderte ich durch eine Gegend, worin hauptſächlich penſionirte Civil- oder Militär-Perſonen ſich anſäſſig gemacht hatten, ohne daß ſie ihr Einweiſungsbrief verpflichtete, in gegebener Friſt ihr Land urbar zu machen. Sie hatten aber ihre Looſe ſo ſehr vernachläſſiget, daß faſt alles Land ſich in einer ununterbrochenen Wildniß befand, und in einer Länge von 19 Meilen traf ich nur drey Häuſer an. Dieſe Öde iſt eine natürliche Folge der zu großen Landſtrecken, welche dieſen Herren angewieſen worden waren. Sie haben ſolche vor etwa 30 Jahren in Beſitz genommen, um ruhig zu erwarten, daß eine dichtere Bevölkerung um ihre Landgüter herum ihnen Käufer zu dieſen Wildniſſen zuführen werde. Eben daher waren aber auch die Wege durch dieſen Diſtrict kaum zu paſſieren.

Der dritte Tag meiner Wanderung both mir keine Reiſe-Abenteuer an, aber ein ſchlimmer Umſtand begegnete mir am vierten Tage.

Ich kam ungefähr um 6 Uhr Abends zu Ankaſter, 80 Meilen vom Hauſe meines Vaters, an, und wollte mein Nacht-Quartier zu Flambro, einem Landgute des Oberſt Simons, nehmen. Der Oberſt Simons iſt ein geborner Canadier und Sohn eines Amerikaners, welcher in königlichen Dienſten vor der Revolution ſtand, unter den Brittiſchen Fahnen wider George Washington ſtritt, und als der Revolutions-Krieg ein Ende hatte, ſich in Canada anſäſſig machte. Simons hat unſerer Familie als Freund und Rathgeber uneigennützig ſtets gedient, und eben ſo viele Verpflichtung haben wir ſeinem Bruder Capitän Simons. Das Nachtheilige, was ich von ſeinen Landsleuten hier und da habe erzählen müſſen, findet auf dieſe brave Familie gewiß keine Anwendung. Ich beging in Ankaſter die Unvorſichtigkeit, ſtatt die Landſtraße von ſechs Meilen nach Flambro zu verfolgen, einen ſogenannten geraderen Pfad von $2\frac{1}{2}$ Meile zu wählen, weil die Sonne unterzugehen anfing. Nach einem Marſche von $1\frac{1}{2}$ Stunde glaubte ich, dem Ziele nahe zu ſeyn, und erfuhr, daß ich den verkehrten Weg genommen hatte, und von hier noch ſieben Meilen machen müßte. Schon war die Sonne untergegangen, und ich warf die Bemerkung hin, daß ich wohl nicht fähig ſeyn würde, heute Abend nach Flambro zu gelangen; aber man wollte mich nicht verſtehen, und gab mir die Verſicherung, daß ich den Weg keineswegs verfehlen könne. Da mir nun keine andere Wahl blieb, ſo wanderte ich weiter. Als ich aber eine Meile zurückgelegt hatte, verlor ich um 9 Uhr Abends in der Dunkelheit den Pfad gänzlich, erzählte mein Abenteuer im nächſten Hauſe, wurde aber dafür brav ausgelacht. Ärgerlich hierüber, nahm ich meinen Wanderſtab wieder zur Hand, und mußte froh ſeyn, daß der betrunkene Einwohner und ſeine theure Betſy mich verſicherten, daß nicht weit von ihnen ſich ein anderes bewohntes Haus fände; aber der Pfad war ſo eng und ſo wenig kennbar, daß ich im dunkelſten Walde mich gänzlich verirrte. Am Ende kam ich auf einen beſſern Weg, ohne zu wiſſen, ob er mich nach Ankaſter oder nach Flambro brächte. Wegen des vielen Unterbuſches und anderer Hinderniſſe ſchleppte ich mich drey Stunden lang weiter, nur zu ſehr überzeugt, daß ich in dieſer Nacht kein Obdach finden würde. Als ich das Ufer eines Fluſſes erreichte, und längs dem Ufer fortgehend vor einem beträchtlichen Waſſerfalle ſtand, fühlte ich mich nun in der Mitternachtsſtunde eben ſo angſtvoll, als einſt Doctor Johnſon auf einer Reiſe durch die Hebridiſchen Inſeln.

So müde ich auch war, ſo hatte ich doch nicht den Muth, mich niederzuſetzen, aus Furcht vor den in dieſer Gegend ſo häufigen Schlangen. Ich lehnte daher meinen Rücken an einen Baum, und ließ meinen Gedanken in der Einſamkeit freyen Lauf. Die Finſterniß

und die Einsamkeit unterbrach nichts als das Krächzen einer Nachteule. Endlich fand ich, wenn ich nicht einschlafen wollte, was ich für bedenklich hielt, daß ich wieder vorwärts gehen müsse, und beschloß, in dieser Lage einen Berg vor mir zu ersteigen. Es war aber dieser Berg sehr steil und mit Schluchten durchschnitten, welches das Erklimmen schwierig machte. Endlich stolperte ich über einen grauen Granitblock, umfaßte dann eine vom Winde niedergestürzte Eiche, und fiel nachher in einen Graben.

Mit vieler Mühe erstieg ich am Ende die Spitze des Berges, und kletterte auf einen kleinen Baum, in der Absicht, mich auf einer Gabel seiner Zweige niederzusetzen. Kaum hatte ich aber diesen Sitz eingenommen, als ich durch die Bäume Licht in der Entfernung von zwey Meilen schimmern sah. Sofort verließ ich den Baum, und beschloß, den geradesten Weg nach dem Lichte zu nehmen; als ich aber in's Thal hinabgekommen war, verlor ich das Licht aus dem Auge, und ging auf's Gerathewohl vorwärts; indessen war ich damit zufrieden, daß ich den Berg in der halben Zeit hinabstieg, welche ich bedurft hatte, um ihn zu erklimmen. Auf der Spitze eines zweyten Hügels wurde ich das Licht wieder gewahr, und richtete mein Auge genau auf dasselbe, bis ich so schnell als möglich vor dem Hause ankam, aus dessen Fenster mir das Licht geleuchtet hatte.

Niemahls stand ich froher vor einer Hausthür als in dieser Nacht, nachdem ich in 21 Stunden 45 Meilen zurückgelegt hatte, ohne die mindeste Nahrung zu mir genommen zu haben, weßhalb ich eben so hungerig als müde war; aber in dieser Hütte wohnte ein ungastfreundlicher Mann. Ich klopfte an die Thür, und erwiederte auf das „Wer da!" Ein Freund käme. „Welcher Freund?" war die Antwort, und die meinige: Ein Fremder, der sich im Walde verirrt hat, hofft von Ihnen gute Aufnahme und Schutz!

Mit eiskaltem Blute versetzte man mir: Wir nehmen keine Fremden auf. Ich bath um Aufnahme als ein Irländer, da ich dachte, daß die bekannte Gastfreundschaft der Irländer mir einen Paß selbst zu einem Indianischen Wigwam gegeben haben würde. Lieber hätte ich sagen sollen zur Wohnung eines Türken; denn ein Indianer versagt niemahls andern Menschen das Obdach, und ging weiter, als mein Bitten und Flehen keine Erhörung fand.

Wenige Ellen von dem Hause stand ein Stall oder eine Scheune, und da die Thür offen stand, so ging ich ohne Bedenken hinein, kletterte auf das Heu hinauf, und dankte dem Himmel für das weiche Bett. So bewegt nun auch meine Seele in diesem Augenblicke war, so war doch die Erschöpfung meiner Natur stärker; ich

ſchlief ein, und wachte erſt wieder auf, als die Sonne hoch am Horizonte ſtand.

Ohne vorher dem Eigenthümer zu danken, daß er die Scheunenthür für mich offen gelaſſen hatte, oder mich über ſeine Unmenſchlichkeit zu beklagen, ging ich weiter, und kam vor der Frühſtückzeit beym Oberſt Simons an, wo mir natürlich ſeine gute Mahlzeit wohlſchmeckte, und die viele Mühe, welche er und ſeine Familie ſich gaben, den Menſchen ausfindig zu machen, der mir das Obdach ſo grauſam verſagt hatte, überzeugte mich, daß doch die Zahl der Canadier ſo gar groß nicht geweſen ſeyn mag, welche mir in ähnlicher Lage das Obdach verſagt haben würden.

Ich verweilte hier einige Tage zum Vergnügen, zur Belehrung und zur Erhohlung, erreichte York, und ſetzte über Kingſton den Weg nach Montreal fort. Den Weg vom Ontario-See bis York habe ich ſchon beſchrieben, und derjenige von York nach Kingſton läuft ſtets durch bevölkerte Niederlaſſungen längs dem See Erie.

Die hieſigen Landleute ſcheinen nicht ſo wohlhabend zu ſeyn, als in den Diſtricten Gore, Niagara und London; doch fand ich viel Vieh und gut beſtellte Felder zu Sidney, Thurlow und Richmond.

Ich blieb nicht lange in Kingſton, und eilte weiter nach Montreal auf der Straße längs dem Lorenz-Fluſſe.

Am folgenden Tage kam ich in der Herrſchaft Longueille an, der erſten in Nieder-Canada, hart an der Gränze beyder Provinzen. Im Wirthshauſe, wo ich Halt machte, traf ich eine höchſt runzliche Wirthinn, welche, obgleich ſie ihr Lebenlang Wirthinn geweſen war, dennoch kein Engliſch verſtand; es waren aber wenigſtens ein halb Dutzend Jungfrauen im Hauſe, welche ziemlich gut Engliſch ſprachen. Die alte lange Dame war faſt ganz Knochen, hatte wenig Fleiſch und dunkelgrüne Augen mit einem dunkelrothen Hof, ſo daß ein Rubin den Smaragd zu umgeben ſchien. Ihre Stimme war höchſt heiſer, und während ich meine Mahlzeit verzehrte, verwies ſie die Mädchen wenigſtens dreyßig Mahl an ihren Spinnrocken; wenn aber ihre Stimme ruhte, ſo beſchäftigte ſie ſich mit einer ungeheuren Katze, die ihr ſehr ähnlich war, welche ſie beym Schwanze faßte und in der Luft hielt, damit mir die Ähnlichkeit der Stimme und des Auges der Katze mit derjenigen ihrer Gebietherinn nicht entgehen ſolle. Ungeachtet dieſer weiblichen Albernheit, muß ich aber doch, der Wahrheit gemäß, verſichern, daß ich in dieſer Wirthshütte mehr Höflichkeit, Menſchlichkeit und gute Bewirthung als in den Gaſthäuſern Ober-Canada's antraf.

37.

Sitten und Lebensart in Nieder-Canada.

Früher habe ich ſchon die Stadt Montreal beſchrieben, und werde jetzt über ihre Bewohner Nachrichten ertheilen.

Die dortige Kaufmannſchaft beſteht beſonders aus Engländern und Amerikanern, da es ſcheint, daß die von Franzoſen abſtammenden Canadier den ſicheren Gewinn auf ihren Landgütern den Gefahren des Handels vorziehen. Viele Engländer oder Schotten haben im Handel ein anſehnliches Vermögen erworben, von denen die meiſten in ihrer Jugend Handwerker waren, die Kühnheit und Glück weiter hob. Man darf alſo nicht gerade ſehr feine Sitten unter ihnen ſuchen.

Das geſellige Lebensverhältniß der Einwohner theilt ſolche in folgende vier Claſſen: In der erſten leben die Civil- und Militär-Beamten, die Rechtsgelehrten, Ärzte und Prediger mit dem höheren Perſonale der nordweſtlichen Handelsgeſellſchaft; — in der zweyten Claſſe die reiche Kaufmannſchaft; — in der dritten die Ladenhalter und die reichſten Handwerker und Künſtler, und in der vierten die große Menge, die nicht zu den drey erſten Claſſen gehört.

Da in den letzten zwanzig Jahren glückliche Handels-Conjuncturen manchen früher unbedeutenden Einwohner zum vermögenden Manne machten, ſo trifft man in der Claſſe der Glückspilze eben ſo viel Stolz und Streben nach ariſtokratiſchen Auszeichnungen als in Europa's Handelsſtädten. Haben die vormahligen Böttcher und Zimmerleute ihre Krummart und ihren Schraubhobel niedergelegt, ſo lernen ſie ſofort das Vornehmthun, und ſehen auf ihre weniger glücklichen Kameraden mit Verachtung herab. In den öffentlichen Nachrichten ſchimmert ihr Nahme unter den Bank-Directoren und mit dem Schwanze eines Esquire. Ich traf in einer Zeitung, die gerade vor mir liegt, drey Bekanntmachungen an, in welcher ſich fünf Perſonen Esquires tauften, von denen zwey noch jetzt ihr Zimmerhandwerk treiben, der dritte einſt ein Tüncher war und jetzt ein Branntweinhändler iſt. Der vierte, vormahls ein Böttcher, iſt jetzt ein Detailliſt, ein Mahler und Glaſer zugleich.

Die Apologiſten des Geldſtolzes wollen zwar die Anmaßungen der neuen Reichen dadurch vertheidigen, daß urſprünglich jeder Rang aus einem erworbenen großen Reichthume ſtammte, und daß daher billiger Weiſe der reicher gewordene Mann in den Graden der Geſellſchaft und der öffentlichen Achtung ſteigen müſſe. Freylich muß man im jetzigen Geſellſchaftszuſtande wünſchen, daß reiche Privaten einen Einfluß auf die Staatsverwaltung erlangen; aber es ſollte

dennoch der neue Reiche nicht aufhören, denen, die an Geburt und Bildung über ihm stehen, gleiche Achtung, als vorher, zu beweisen, und denen, welche das Glück unter ihn stellte, eine Neigung, sie zu verpflichten, und zu jeder Gefälligkeit gegen solche zeigen. Wenn ein durch sein Glück reich gewordener Mann diese Regeln befolgt, so kann ihm die Achtung Jedermanns nicht fehlen, welche man mit Vergnügen einem unabhängigen Manne von Ehre bezeigt. Will sich aber der neue Reiche nicht durch Verdienste und anständige Bescheidenheit, sondern durch kühnes Anschließen an andere reiche Personen, und durch Grobheit gegen die bescheidene Armuth auszeichnen, so wird der Letztere ungern die Eitelkeit und den Ehrgeitz des Emporkömmlings dulden, und der reiche oder edelgeborne Mann die Dummheit des Emporkömmlings bemitleiden und seinem Stolze Trotz biethen. Reichthum an sich gibt keinem Sterblichen eine Auszeichnung; aber er kann in vernünftiger Hand ein Mittel werden, solche zu erlangen. Am Ende gibt das edle Gemüth jedem Menschen seinen wahren Werth. Ist dieses Gemüth mit Reichthum verbunden, so strebt es natürlich dahin, sich den Mitbürgern nützlich zu machen, und ist dann im Besitze edler Gemüther allerdings kein geringer Glanz. — Jetzt sind die öffentlichen Vergnügungen zu Montreal auf Winterbälle und Mittagsmahlzeiten an Festtagen eingeschränkt. Seitdem im Jahre 1720 das dortige Theater abbrannte, findet man wenig Behagen am Besuche des Theaters; aber in den geschlossenen Gesellschaften scheiden sich die Stände sehr sorgfältig von einander, als wenn man nur unter ganz gleichen Standesgenossen das Vergnügen der Geselligkeit schöpfen könnte. Habe ich gleich länger als ein Jahr in Montreal gelebt, so habe ich doch nur mit der ersten Classe gelebt, und mich um die andern durchaus nicht bekümmert; glaube aber, daß ein aus den untersten Ständen zu einem wohlhabenden Kaufmanne mit mehr als 10,000 L. St. Vermögen gelangter Bürger ohne Schwierigkeit zu den Zirkeln des zweyten Ranges einen Zugang finden wird; denn ich habe wohl bemerkt, daß ein glücklicher Böttcher, der seine 20,000 L. St. besitzt, sich viel mehr dünkt, als ein ehrlicher Kamerad, der es nur bis auf 5000 L. St. brachte.

Die Herren, welche auf irgend einen Rang Anspruch machen, kleiden sich alle sehr gut und anständig; aber ich kenne kaum ein halbes Dutzend Damen in Montreal, welche sich als Damen vom Stande kleideten. An schönen Sommerabenden sieht man auf dem Marsfelde sehr viele Herren; aber das angesehene Frauenzimmer kommt nicht dahin; ich möchte indessen nicht behaupten, daß diese Häuslichkeit gerade ein Beweis von Sittlichkeit sey, und Herr Lambert versichert

in seinem Reisewerk: „daß zu seiner Zeit die Gesellschaft in Canada in Parteyen abgetheilt war, daß man in ihren Zusammenkünften scandalöse Tagesgeschichten erzählte, und Verleumdungen, Mißverständnisse und Neid die Qual der Bewohner machten. Die Wochenblätter wären ein Instrument gemeiner Späße und boshafter Mittheilungen. Von Glück und Fröhlichkeit in den Familien, sagt er, traf ich keine Spur, als in den seltensten Fällen, an. Man nahm viel Theil am Privat-Leben und an der Kenntniß des Ursprunges der Mitbürger. Der alte Französische Adel hatte nur Achtung für diejenigen, welche, wie seine Familie, schon vor der Einwanderung adelig gewesen waren. Die blühende Landwirthschaft und der Handel bildeten indessen manche neue reiche Personen, welche vom alten Adel beneidet werden. Die Zahl der ungetreuen Weiber, der unterhaltenen Beyfrauen und der Mädchen leichter Tugenden finden sich in Canada häufiger als in Frankreich, und man nimmt an, daß in den dortigen Städten mehr uneheliche als eheliche Kinder geboren werden. Wegen der häufigen ehelichen Untreue beyder Geschlechter vornehmen Standes herrscht in deren Gesellschaften viel Widerwillen und Uneinigkeit wider einander, und die Damen suchen außerhalb des Hauses die laufenden nachtheiligen Gerüchte über ihre Eheherren zu erkundigen. Dieses gibt dann zu häuslichen Vorwürfen Gelegenheit, welche bisweilen zu Schlägen übergehen. Doch veranlassen solche Liederlichkeiten weder Schadensklagen noch Ehescheidungen. Die Ehemänner haben mit den Schwächen ihrer Weiber viele Geduld, oder suchen sich in den Armen der Kammerjungfern zu entschädigen.“

So viel ich habe bemerken können, ist das Sittengemählde des Herrn Lambert falsch. Ich habe z. B. selten in Nieder-Canada Spott über Unsittlichkeit der unverheiratheten Damen gehört, habe mich aber um die Zahl der unehelichen Kinder in den Städten Montreal's freylich nicht bekümmert. Da aber Herr Lambert ein junger Mann, und ohne Zweifel ein Mädchenjäger war, und ich nicht weiß, ob ihn die Damen selbst in ihre Geheimnisse einweihten, wenn er gleich dieses nicht in seinem Vorwort versichert, so lasse ich seine Darstellungen ungeprüft.

Immer ist noch der größte Theil der Bewohner von Montreal Französisch-katholischen Ursprunges, und 30 Privat-Erziehungs-Anstalten, welche verständige Irländer zu Instructoren haben, beweisen, daß es daselbst nicht an Gelegenheit fehlt, sich Unterricht zu verschaffen.

In freundlicher Geselligkeit leben hier Katholiken und Protestanten mit einander. Die katholische Geistlichkeit unterhält sich mit

zum Theil vom Zehenten, welcher jedoch nur $\frac{1}{27}$ der Producte beträgt; die Diener der Engliſchen Kirche bezahlt die Regierung; alle übrigen Geiſtlichen werden von ihren Gemeinden beſoldet. Die Römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit verdient die höchſte Achtung; denn ſie miſcht ſich nicht in die weltlichen Angelegenheiten ihrer Pfarrkinder, und ſtrebt nur bloß, deren Seelenheil zu befördern. Man ſieht dieſe Herren ſelten außerhalb ihrer Häuſer, es ſey denn, daß ihr Hirtenamt ſie dazu verpflichtet. Ich bemerkte nicht, daß im bürgerlichen Leben die Geiſtlichen mit den Laien vielen Umgang pflegen. Ihren Hauptreichthum beziehen ſie von den Lehensgefällen ihrer Meier bey Veränderungen der Beſitzer. Gewöhnlich tragen ſie ein weites, ſchwarzes Kleid von Bombaſſin oder einen langen Pelz, ſchwarze Beinkleider, welche unter dem Knie befeſtiget ſind, ſchwarze Strümpfe, einen Hut mit breitem Rande und Schnallenſchuhe. Auf den Straßen ſchreiten ſie, als tiefe Nachdenker, in ſich gekehrt einher. Ihr Hauptfeſt iſt das Trinitatis-Feſt. Die Bildung der Proceſſion wird ſowohl unter den Katholiken als Proteſtanten lange vorher beſprochen.

Alle Franzöſiſchen Canadier pflegen ſich des Morgens zwiſchen 8 und 12 Uhr in der Kirche trauen zu laſſen. Zu Wagen werden Braut und Bräutigam von Freunden und Verwandten nach der Kirche geleitet, doch nimmt dieſer Zug jedes Mahl einen langen Weg durch die Straßen, im Brauthauſe wird ein glänzendes Mittagsmahl ſervirt, und am Abende getanzt, geſungen und bis tief in die Nacht Karten geſpielt.

Die Franzöſiſchen Canadier ſcheinen mir das glücklichſte Volk auf der Erde zu ſeyn. Es braucht ſich hier weder Körper noch Geiſt beſonders anzuſtrengen, um ſeinen anſtändigen Lebensunterhalt zu finden. Dieſe Bewohner Nieder-Canada's ſind ein gutmüthiges Volk, das ſeine Regierung liebt, und keine Nahrungsſorgen kennt. Hitzköpfige Radikalen, welche vor der waltenden Staatsbeamtung einen Abſcheu hegen, gibt es in England häufiger unter den Proteſtanten, als unter Canada's Katholiken. Gewiß würde die Engliſche Regierung die Irländiſchen Katholiken gewinnen, wenn ſie im Stande wäre, ihnen beſſere Nahrung zu verſchaffen, und zur Herſtellung der Ruhe in Irland ihren Sachwalter, O'Connel, mit einem halben Dutzend anderer Lärmmacher bey einer Nordweſt-Expedition anſtellte, damit ihr gar zu glühendes Temperament zur Abkühlung gelangte.

Nach Frankreichs alter Sitte feyert man hier das Neujahrsfeſt, und Jedermann thut ſich in dieſer Periode gütlich. Die Gratulanten wandern von einem Hauſe zu dem andern, und alle weiblichen Perſonen

des Hauſes empfangen einen ehrbaren Kuß. Die Franzöſiſchen Damen bieten den Herren ihre Wangen, und die Bruttinnen ihre Lippen an. Die Feſtlichkeiten dauern drey bis vier Tage; ſey es, weil die Damen, geküßt zu werden, lieben, oder weil die Herren gern viel Wein oder Rhum bey dieſer Gelegenheit trinken.

Auch verſetzte man hierher das Franzöſiſche charivari. Wenn nähmlich ein junger Mann eine Witwe heirathet, oder eine Witwe einen jungen Mann, ſo kommen ein Paar Tage nach der Hochzeit die fröhlichen Jünglinge mit vielem Lärme vor das Haus der Neuvermählten, und verlangen ein gewiſſes Geſchenk an eine Wohlthätigkeits-Anſtalt, was man Ehren halber, wenn man Friede haben will, bezahlen muß.

Auf den Dörfern Nieder-Canada's pflegt Abends nach vollendeter Arbeit die Jugend beyder Geſchlechter zu tanzen, zu ſingen, zu lieben und ſich lieben zu laſſen. Dort herrſcht fröhliche National-Laune; kein Herz iſt von Sorgen getrübt, oder gar von Melancholie; und Klatſchereyen hört man dort nicht. Übrigens ſpürt man in Nieder-Canada viele Achtung vor der Religion, und mit Unterwürfigkeit üben die Canadier die Buße, welche ihnen ihre Prieſter vorſchreiben. Überall habe ich wahrgenommen, daß die meiſte Frömmigkeit nicht immer da herrſcht, wo die meiſte Aufklärung exiſtirt. Doch gibt es keine Volksmaſſe, welche eine beſſere allgemeine Schulerziehung beſitzt, als Nieder-Schottland. Kann man auch nicht behaupten, daß dieſes Volk gerade das religiöſeſte iſt, ſo iſt es doch ſicher das ſittlichſte. Es iſt in ſeinen Schulen zugleich in allem Nützlichen für das irdiſche Leben, aber auch in den Dogmen der Religion unterrichtet worden. Die Verbindung beyder Zwecke bewährt ſich in dieſer Nation als höchſt nützlich. — Das Landvolk in den Amerikaniſchen Freyſtaaten genießt in Allem, was weltliches Intereſſe hat, einen eben ſo ausgedehnten Unterricht, als der Nieder-Schottländer, und doch ſind die Amerikaner im Ganzen kein religiöſes oder ſittliches Volk.

Ich fand überall unter dem wenig unterrichteten Landvolke von Nieder-Canada mehr wahre Glückſeligkeit, wahre Höflichkeit, mehr Achtung für Religion und Nächſtenliebe, als irgendwo ſonſt, wo ich gelebt habe. Alles lebt hier vom Landbau; eine Lebensart, welche der Tugend und der Geſundheit offenbar ſo zuträglich iſt, daß nach meiner Erfahrung derjenige, welcher das glücklichſte Landleben ſehen will, unter den Canadiſchen Bauern leben muß.

38.

Wahrnehmungen auf einer Reise aus Canada nach Neu-York.

Ich verließ am 15. August 1822 die Talbot-Niederlassungen um nach Neu-York zu reisen; ließ mich am 18. August über den Fluß Niagara setzen, kam aber zufällig zu spät an, um mit der Postkutsche schnell weiter zu reisen. Da ich in Lewiston, einer Stadt der Freystaaten, einen Miethwagen nahm, so kam ich noch am nähmlichen Abende 45 Englische Meilen weiter nach dem Dorfe Oak-Orchard; aber auch hier konnte ich keinen Sitz in der Postkutsche erlangen. Nun beschloß ich, zu Pferd den nur 6 Meilen entfernten neuen Canal zu besuchen, und erhielt in einer Stunde ein Pferd mit Sattel und Zaum, aber ohne Sattelgurt; jedoch wagte ich den Ritt ohne solchen, da man es in Amerika auf dem Lande mit dem Beyeinanderseyn aller Bequemlichkeiten des Lebens nicht gar zu genau nehmen muß. An der Stelle, wo ich den Canal zuerst erblickte, sah ich Arbeiter bey einer Wasserleitung, und erfuhr, daß jeder derselben monathlich 13 Dollars außer Nahrung und Quartier empfinge. In fünf Jahren hat der Canal bereits eine Länge von 200 Meilen erlangt, und wird den See Erie mit dem Flusse Hudson verbinden. Wenn die 350 Meilen des Canals vollendet seyn werden, so wird er 8 Millionen Dollars gekostet haben.

Der Staat Neu-York ist diese wichtige Landesverbesserung dem gewesenen Gouverneur, de Witt Clinton, schuldig. Niemahls hat wohl ein Staatsmann mehr mit den Hindernissen eines großen menschenfreundlichen Projects zu kämpfen gehabt, als dieser Mann. In den Debatten behauptete einer der Repräsentanten, daß ein solcher Canal wegen Wassermangels unausführbar sey, und ein anderer Herr, der noch witziger seyn wollte, meynte, daß, wenn auch keine einzige Quelle im Staate vorhanden sey, die Thränen der Zeitgenossen ein Jahrhundert lang hinreichen würden, den Wasserspiegel zu füllen.

Ohne sonderliche Beschwerde, auf einem Sattel ohne Gurt den Weg hin und her zurückgelegt zu haben, kam ich nach Oak-Orchard zurück.

Gemeiniglich nennt man den Weg von Lewiston nach Rochester entweder den Richtweg oder den Marschweg; er erstreckt sich am südlichen Ufer des Sees Ontario vom Flusse Niagara bis nach dem Flusse Genesee in einer Länge von 90 Meilen. An einigen Stellen hat man den Wegdamm ansehnlich höher angelegt, als den benachbarten Boden; aber an andern Stellen vernachlässigte man dieses

ganz, und dennoch legt die Postkutsche 96 Meilen dieses Weges in 13 Stunden zurück.

Die Amerikanischen Postkutschen sind ganz anders gebaut als die in Großbrittannien. Unter dem Verdecke können neun Passagiere Platz nehmen, und zwey derselben sitzen außen neben dem Postillion. Acht hölzerne Säulen tragen die Decke der Kutsche, und die Kutsche ist übrigens hinten, vorn und zur Seite offen. Wenn der Staub beschwerlich fällt, so läßt man die Gardinen herunter. Ein solcher Wagen wiegt 24 Zentner; aber er hängt meistens 2 Fuß höher, als eine Brittische Postkutsche. Für 100 Meilen zahlt man gewöhnlich 4½ Dollars Postgeld.

Meinen Weg nach Rochester mußte ich in einem eigenen Wagen nehmen. Die Cultur des Bodens ist noch sehr in ihrer Kindheit, weil man erst seit zehn Jahren angefangen hatte, sich hier anzubauen. Die Häuser und die Befriedigungen an der Landstraße gleichen denen in Ober-Canada, aber die Erde ist leichter und sandiger, und doch gilt hier der Acker Wildniß 8 Dollars. Für den achten Theil des Preises kann man in Ober-Canada weit besseres Land kaufen; aber es herrscht hier ein lebendigerer Verkehr, und die Bevölkerung ist stärker.

In Ober-Canada herrschte Gesundheit, aber in den meisten Häusern zwischen Rochester und Lewiston fand ich Kranke. Die Kranken nahmen hier ihre Medicin, erhohlten sich oder starben, und man machte von diesem endemischen Übelstande, der vielleicht vom niedrigen unabgewässerten Boden herrührt, weniger Aufhebens, als bey gleichem Unglücke in Ober-Canada der Fall gewesen seyn würde.

In Oak-Orchard wohnte ich den Militär-Übungen eines Miliz-Regiments bey, und nahm wahr, daß die Soldaten ihren Officieren bey der Einübung nicht pünctliche Folge leisteten.

Die Stadt Rochester liegt am Erie-Canal, wo die Gegend vor zehn Jahren eine Wildniß war, und jetzt die schöne Stadt schon 5000 Einwohner zählt. Obgleich sie fünf große schöne Wirthshäuser hat, deren jedes 50 bis 70 Reisende aufnehmen kann, so konnte ich doch für mich nicht einmahl ein Bett erhalten, und mußte auf dem Sofa schlafen. Am nächsten Morgen frühstückte ich in Gesellschaft von 100 Personen modischen Ansehens und anscheinend guter Erziehung im Gasthofe Mansion-House. Es wurden vielerley Arten Fleisch, Pasteten, Kuchen und Torten aufgetragen. Sobald man sich satt fühlte, stand man auf, und ging seiner Wege. Die Straßen sind rechtwinklich, und die Häuser von Backsteinen gebaut, roth angemahlt mit weißen Scheidelinien, wo die Steine sich an einander

fügen. Zugleich geben die Venetianischen Jalousien, die Säulengänge, die Veranda's vor den Häusern und die Altanen der jungen Stadt ein schönes Ansehen. Man muß daher die Einwohner für geschmackvoll, unternehmend und gewerbfleißig halten.

Von Rochester schiffte ich mittelst des Paketbootes auf dem Canal, 166 Meilen nach Utica. Man zahlt an Postgeld 6 Dollars, und außerdem für Essen und Trinken. Beydes ist aber trefflich und wohlfeil.

Überall sieht man in den Freystaaten die Häuser von Ziegelsteinen gebaut und angemahlt, auf den Straßen Weiden und Pappeln, und Leben im Handel und im Verkehre. Im Dorfe Canandargua ist die Hauptstraße fast zwey Meilen lang. Mitten im Dorfe ist ein großer Markt, und in solchem prangen das Gerichtshaus und andere öffentliche Gebäude. Ich habe niemahls ein schöneres Dorf gesehen.

Im Südwesten dieses Dorfes entdeckte man kürzlich in der Nähe eine brennende Quelle. Das Wasser quillt aus der Seitenwand einer tiefen Schlucht mit glänzend rother Flamme, welche Holz und andern Brennstoff anzündet. Das Wasser selbst hat aber die nähmliche Temperatur, als wie gemeines Trinkwasser, und schmeckt und riecht wie dieses.

Im nächsten Dorfe Auburn, am Ausflusse des Sees Owaseo, fand ich 300 Häuser, 1200 Einwohner, viele Mühlen, Tuch- und Baumwoll-Fabriken, ein Criminal-Gefängniß und ein theologisches Seminarium. Da aber der neue Canal sieben Meilen nördlich von diesem lieblichen Dorfe fließt, so dürfte diese Entfernung der ferneren Vergrößerung desselben entgegen wirken.

Unsere Reisegefährten auf dem Paketboote waren die angesehenen Kaufleute Waring und Horton aus Neu-York, und ein Advokat, Nahmens Childe. Nachdem wir uns über die gewöhnlichen ersten Unterhaltungen ausgesprochen hatten, redeten wir mit einander über Politik, über die Civil- und Militär-Angelegenheiten der großen Nationen auf der Erde, und von den Dingen gingen wir zu den Menschen, welche die großen Begebenheiten leiteten oder sich durch solche leiten ließen. Ein leichter fernerer Übergang führte uns dann von dem letzten kurzen Kriege der Amerikaner mit England auf den nachher so berühmt gewordenen General Jackson, wobey man an mich die Frage richtete, was man in Ober-Canada von diesem Manne denke? Ich erwiederte: Gewiß urtheilt man in Ober-Canada nicht günstig von diesem Manne; und um meine Bemerkung zu begründen, versprach ich, eine Anekdote zu erzählen. Dieses Wort ergriff die Nerven der zuhörenden Amerikaner, und Alle erwarteten nun still, was

ich vortragen würde. Vor kurzem, sagte ich, kam ein Bürger der Freystaaten mit Wachsfiguren nach Ober-Canada, welche er in der Stadt York zeigte. Unter den Bildern Amerikanischer Helden fand sich auch das Bild des Generals. Als dieses die Einwohner wahrnahmen, so veranstalteten sie eine Geldunterzeichnung, wodurch dieses Wachsbild von dem Künstler angekauft wurde. Mit lauter Freude trugen einige starke Canadier das Bild des Helden öffentlich zur Schau, hernach fand eine feyerliche Abendmahlzeit Statt, wobey die Wachsfigur auf einer langen Stange aufgepflanzt und vor den Augen der Menge geschmolzen wurde.

Einigen dieser Herren vergnügte der lustige Ausgang meiner Anekdote; aber der vorbemeldete Advokat Childe, ein wüthender Republikaner und irreligiöser Deist, wurde schrecklich erboßt wegen der Schmelz-Operation an sich, und weil sie zugleich Einigen in der Gesellschaft so vieles Vergnügen gemacht hatte. Er begriff nicht, (wie er sagte,) wie man die Wohlthaten des großen Helden, der so mächtig zur Erhaltung der Unabhängigkeit gewirkt habe, dem Gelächter aussetzen könne. Der Advokat wurde dabey so heftig, daß seine Reisegefährten den Text aufzugeben geneigt waren, und ihm riethen, lieber seinen Helden nach Gefallen mit Lorbern zu begränzen, als sich im Streite, wie geschehen war, über die Gebühr zu erhitzen. Wir fanden später, daß Childe ein braver und launiger Mann war, gaben ihm aber den Beynahmen General Jackson. Eigentlich galt der Streit, da auch die Neu-Yorker einen hohen Begriff von des Generals Feldherrn-Talenten hatten, seine Candidatur zur Präsidentenstelle der vereinigten Staaten. Keiner der andern Reisegefährten vermochte seine Talente zur Präsidentur zu beweisen, aber Childe schien sein ganzes Leben hindurch sich mit der fixen Idee vertraut gemacht zu haben, daß sein Held zu jeder öffentlichen Rolle Fähigkeiten besitze.

Utica heißt ungeachtet seiner 4000 Einwohner bisher noch ein Dorf, und liegt am südlichen Ufer des Mohawk-Flusses nahe bey der Stelle, wo einst das Fort Schuyter stand. Der hiesige starke Handelsverkehr soll den Ort wohlhabend gemacht haben. Es sind hier zwey Banken und ein Gerichtshaus. Der durchströmende Canal und andere Vortheile einer günstigen Lage machen Utica zu einem gelegenen Handelsplatze.

Von Utica fuhr ich in der Postkutsche mit den Herren Waring und Horton 80 Meilen nach Ballston und den Saratoga-Quellen, meistens am Ufer des Mohawk-Flusses. Wir übersahen das schöne angeschwemmte Marschthal, Herkimer und German Flats genannt; einst ein Kriegsschauplatz, und nun in schöner Cultur glänzend.

Über den Mohawk-Fluß führte eine gewölbte hölzerne, 997 Fuß lange Brücke, nicht weit von Schenectady, einer der ältesten Städte in Amerika; im Jahre 1680 verbrannten solche die Indianer, und im Jahre 1819 litt sie abermahls Brandschaden. Die Unions-Schule ist das wichtigste der dortigen Gebäude, aber noch nicht ausgebaut. Für 130 Dollars jährlich empfangen hierin 200 Studierende Unterricht und Unterhalt.

Schuytersville ist nur eine kleine Stadt von etwa 40 Häusern, aber merkwürdig, weil daselbst der Englische General Burgoyne mit seinem Heere sich im October 1777 den Amerikanern zum Kriegsgefangenen ergab, oder eigentlich in der kleinen Verschanzung bey der Stadt. Die Amerikaner zeigten diesen historischen Platz mit einem Triumphe, dessen Freude ich als Britte freylich nicht zu theilen vermochte.

Nahe dabey (6 Meilen unter Schuytersville) starb, nach der Erzählung der Braunschweigerinn, Generalinn Riedesel, in deren Quartier jetzt der Gasthof eines Amerikaners Smyth existirt, der Brittische General Fraser an empfangenen Wunden.

Die nächste Stadt, welche wir besuchten, war Saratoga mit seinen Gesundheits-Quellen und der im Sommer besonders dort zahlreichen Modewelt. Die Brunnenzeit war zwar vor meiner hiesigen Ankunft ungefähr schon abgelaufen, doch fand man noch manchen Brunnengast in den Wirthshäusern. Im größten hiesigen Gasthofe Congreß-Hall, mit einer Façade von 196½ Fuß und zwey und einem halben Stockwerke, und zwey Hinterflügeln, jeder von 60 Fuß Länge, nahm ich Quartier. Vor dem Hause ist ein schöner bequemer Säulengang, aus dem man in einen hübschen Garten und in ein kleines dazu gehöriges Fichtengehölz tritt. Es soll dieses Haus 200 Gäste aufnehmen können, welche im nähmlichen Zimmer mit einander frühstücken und zu Mittag und Abend speisen. Die Zahl der Aufwärter beläuft sich auf zwanzig, und da im freyen Nord-Amerika keiner der Gäste ein Gericht in Stücken herumgibt, so haben diese Aufwärter viel zu thun. Es ist überall in Freystaaten, so weit ich solche gesehen habe, Gebrauch, daß, nachdem die Gesellschaft an der Wirthstafel Platz genommen hat, man zuvörderst die ganze Tafel überblickt, um sich seine Lieblingsspeisen auszusuchen. Nun verlangt man vom Aufwärter irgend eine Schüssel, der solche herbeyträgt und sie vor der verlangenden Person niedersetzt, und wartet, bis sich dieselbe ein beliebiges Stück abgeschnitten hat, sodann aber nach dem vorigen Platze zurückbringt. Diese Amerikanische Speisesitte hat viel Unbequemes; denn man hört, während gespeiset wird, nichts als Ordonnanzen an die Aufwärter; diese und die Schüsseln sind in

steter Bewegung und drängen sich einander. Auch in den glänzendsten Wirthshäusern wird es eben so gehalten, und wenn man genug gegessen hat, verläßt man sofort die Tafel, und raucht eine Cigarre, indem man im Säulengange spaziert. Allgemein ist es in Amerika Gebrauch, so schnell seine Mahlzeit zu vollenden, daß man glauben möchte, die Gäste speiseten rasch in Folge einer Wette. Schnell wird die Tafel wieder abgedeckt. — Auch Damen besuchen die Heilquellen von Saratoga fleißig. Die Modewelt zieht unter den hiesigen Brunnen den Congreß-Brunnen vor. Die Damen trinken aber sehr kleine Becher Wassers. Die Meisten waren sehr abgemagert, hatten eine gelbe Gesichtsfarbe und ein krankes Ansehen. Als ich aber später die schöne Welt in Neu-York sah, fand ich, daß überhaupt die Amerikanerinnen eine gelbe Gesichtsfarbe besitzen und mager sind, ohne darum kränklich zu seyn *).

Nahe bey der Congreß-Quelle und an der Ostseite des Thales, welches an den Ort Saratoga stoßt, liegt noch eine andere, der hohe Felsen genannte Quelle. Der Felsen, der den Brunnen umgibt, hat eine K.gelgestalt. Unten ist der Diameter des Brunnens 9 Fuß und die Höhe 5 Fuß. Es hat Einigen geschienen, daß die Einfassung der Brunnenröhre sich aus abgesetzten Theilen des Wassers gebildet habe, da vormahls das Wasser über die Höhe der Einfassung durch eine kleine Öffnung von der Spitze des Felsens bis zum Fuße desselben hinab lief. Jetzt steigt das Wasser nur zwey Fuß, seitdem, wie man sagt, ein fallender Baumstamm einen Riß in der Seite des Felsens veranlaßt hat, daß das Wasser aus dieser Spalte sickert, und daraus entsteht, daß es nicht weiter in die Höhe steigen kann.

Richtiger entstand aber wohl dieses Ausfließen der Quelle zur Seite, weil der Felsen sich abgebröckelt hatte. Die Bildung des Gesteines fing natürlich zuerst dicht auf der Grundfläche der Erde an, und durch die beständige Bewegung des Wassers schuf sich letzteres einen Ausweg zwischen der untern beschädigten Röhre, und der Erde, worauf die Röhre stand. Betrachtet man die Base des Felsens von Außen an der Ostseite, so wird diese Vermuthung wahrscheinlich, wo die Einfassung einige Zoll Dicke verloren hat.

Zwischen den beyden specteil beschriebenen Quellen liegen die

---

*) Unsere Landsleute beurtheilen die Amerikanerinnen viel günstiger als Herr Talbot, dessen Vorurtheile wider die Freystaaten und deren Bewohner in seinen Urtheilen über alles Republikanische durchschimmern. Anm. des Übers.

meiſten andern Mineral-Quellen. Um die beyden beliebteſten, unter dieſen die Hamilton- und Monroe-Quelle, ſind große und bequeme Bäder gebauet worden, die man theils zum Vergnügen, theils zur Heilung benutzt. Unter dieſen ſämmtlichen Quellen ſteht obenan nach dem dortigen Doctor Steel der ſalzige Sauerbrunnen-Congreß. Die Gallone, oder 231 Zoll dieſes Waſſers, enthält 676 Gran völlig aufgelöſete feſte Subſtanzen, und darunter über $\frac{2}{3}$ gemeines Küchenſalz; über $\frac{1}{4}$ iſt kalkiger Kohlenſtoff, und der Reſt iſt Soda-Carbonat, Magneſia und Eiſen. Das Merkwürdigſte iſt jedoch, daß ſolches im Augenblicke der Füllung der Krüge faſt die Hälfte mehr als ſeinen Cubus an Kohlenſäure enthält. Dieſe Eigenthümlichkeit findet ſich nirgends außer Amerika.

Die Columbia-Quelle iſt ein ſäuerlicher Stahlbrunnen. Die Gallone enthält 359 Gran feſte Theile, darunter faſt $\frac{3}{5}$ Sodaſatz, $7\frac{1}{2}$ Gran Eiſenkohle, und wenig Kohle mit Soda und Magneſia, und etwas mehr als ſeinen Cubus zu Kohlenſäure.

Der Flut-Rock-Brunnen iſt auch ein ſäuerlicher Stahlbrunnen, welcher, gleich dem vorſtehenden, eiſenreich iſt, aber wenig ſalzreich, dagegen aber mehr Kohlenſäure beſitzt.

Zu Ballſton-Spa ſind alle mineraliſchen Quellen ſäuerliche Stahlquellen und reich an Gas. Die Gallone der ſogenannten alten Quelle enthält 253 Theile feſter Körper, und darunter mehr als die Hälfte Soda-Muriat, etwas über ein Drittheile Kalk-Carbonat, und übrigens etwas Magneſia-Carbonat, Soda und $7\frac{1}{2}$ Gran Eiſen.

Die Washington-Quelle enthält 235 Gran feſter Theile in der Gallone, wovon mehr als die Hälfte Soda-Muriat, beynahe $\frac{1}{4}$ Kalk-Carbonat, etwas Magneſia, Soda und $7\frac{1}{2}$ Gran Eiſen enthält. — Eine dieſer Quelle ſehr nahe liegende, genannt die Nieder-Quelle, hat mit der zu Tage liegenden erſten Quelle ſichtbare Verbindung, enthält dennoch 13 bis 14 Gran feſte Theile an Soda-Muriat mehr. Das Waſſer beyder Quellen iſt überaus reich an Kohlenſäure, was in großer Menge aus der Oberfläche abdampft.

Lows-Spring hat in allen Artikeln der feſten Theile weniger Inhalt.

Alle dieſe Quellen haben beſtändig nach dem Fahrenheitſchen Thermometer 48 bis 52 Grad Wärme. Die Veränderung in der Witterung macht hierin geringe Abweichungen, und die Waſſermaſſe iſt in allen Jahreszeiten ungefähr gleich.

Das klare Waſſer aller dieſer Quellen brauſet, wenn es friſch geſchöpfet worden iſt, wie Champagner. Das Waſſer der ſalzhaltigen Geſundheits-Quellen läßt ſich ſehr gut verſenden, beſonders aber das Waſſer der Congreß-Quelle; freylich hat es im Auslande nicht

ſo viel Gas, als wenn es an der Quelle getrunken wird, und ſchmeckt daher matt. Das Stahlwaſſer wird ebenfalls in Bouteillen verſchickt. Wenn es aber etwas von ſeinem Gas verloren hat, ſo folgt darauf der Niederſchlag des Eiſens, welches ſich an die Wände der Bouteille ſetzt, und um ſo trüber wird, je mehr es ſein Eiſen verloren hat. Sichtbar ſind dieſe Quellen purgirend, urintreibend und magenſtärkend. In der Lungenſucht und andern Schwindſuchten ſind dieſe Heilquellen höchſt ſchädlich; denn ſie vermehren die Eiterung.

Die Urſachen der Eigenthümlichkeit dieſer Mineral-Quellen ſind bisher noch nicht beſtimmt worden. Zwar kann man ſich den Salzreichthum ſolcher Quellen hier und in Europa ſehr leicht erklären, da die gleiche Beſchaffenheit des Unterbodens einen nahen Salzſtock vermuthen läßt. Deſto unerklärbarer iſt der außerordentliche Reichthum an Kohlenſäure, welcher zugleich ſo viele fremde feſte Körper auflöſete. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein unterirdiſches Feuer die viele Kohlenſäure bildete, weil theils die Temperatur des Waſſers ſo niedrig und ſo regelmäßig iſt, und weil mit Ausnahme des Soda-Muriats alle mineraliſche Säure dieſem Geſundheits-Brunnen fehlt.

Unſtreitig hat die Gegend von Lewiſton nach Saratoga, mit den Ebenen Ober-Canada's verglichen, weit mahleriſchere Landſchaften; denn man findet überall Berge und Thäler, und hier und da noch viele Urwaldung. Nehme ich aber die ſchöne Marſch am Fluſſe Mohawk aus, ſo trifft man in dieſem Theile des Staates von Neu-York nicht einen Acker des Landes, was wir in Ober-Canada trefflich nennen, und dagegen deſto mehr leichten Sand. Daher kann ich es mir wohl erklären, warum ſo viele Neu-Yorker Landleute nach Ober-Canada auswandern, indem im Freyſtaate Neu-York der uneinträgliche Boden in der Wildniß 8 Dollars und in Ober-Canada der weit beſſere 1 bis 2 Dollars gilt.

Ich begreife aber nicht, wie ein in einer gut verwalteten Monarchie früher zu leben gewohnter Ausländer, wenn er auswandern will oder muß, und einige Bildung beſitzt, ſeinen Aufenthalt in einem Lande mit demokratiſchen Geſetzen wählen mag, da die Wohlfeilheit und Fruchtbarkeit des Bodens und die Vorrechte der Meiſtbeerbten in Ober-Canada mit den Anſprüchen eines früheren Ranges, die dort geehrt bleiben, dem Aufenthalte in Ober-Canada ſo viele Vorzüge geben. Ich würde wenigſtens mein Brot lieber mit Kummer in Canada, als in üppigem Wohlſtand in den vereinigten Staaten genießen, wo es ſo unerträglich iſt, täglich in Geſellſchaft mit andern gebildeten Menſchen Spott und Geringſchätzung auf die er-

habenen Vorzüge der Brittischen Constitution und der Staatsmänner, welche solche gesetzlich vollziehen, anhören zu müssen.

Nachdem ich mich einige Tage in Saratoga aufgehalten, reisete ich mit Herrn Waring in der Postkutsche durch die Dörfer Ballston, Waterford, Lansingburg und die Stadt Troy. Letztere hat 8000 Einwohner, und ist an der Ostseite des Flusses Hudson an die Lehne ansehnlicher waldiger Hügel schön gebaut.

Vor 9 Uhr Morgens waren wir schon zu Albany, der sechs Meilen von Troy gelegenen Hauptstadt des Staates Neu-York. Zwar sind manche Straßen enge und unbedeutend; doch haben manche andere schöne Häuser, wenn auch im ursprünglich Niederländischen Geschmacke von Fachwerk mit einem Säulengange des untern Stockes, einem Altan im zweyten und einem vorspringenden Dache im dritten Stocke.

Die noch übrigen 160 Englischen Meilen machte ich an Bord eines schönen Dampfbootes von Albany nach Neu-York für 6 Dollars Fracht, worin noch die Verpflegung unter Weges begriffen war.

Die Amerikaner nennen ihren Hudson-Fluß, auf dem ich schiffte, höchst reitzend; doch gefiel er mir weniger als der Canadische Niederstrom des Lorenz-Flusses, wenn auch jenen die Amerikaner ihren Tiber nennen.

Das Dorf West-Point war ein wichtiger Militär-Posten der Amerikaner im Revolutions-Kriege, weil es am westlichen Ufer des Hudson vor dem Passe liegt, der in's Hochland führt. Das Dorf ist nicht groß, hat aber eine Militär-Akademie mit großen Gebäuden längs dem Flusse. Hier wurde der tapfere Brittische Major Andre am 2. October 1778 beerdiget, nachdem er durch ein Amerikanisches Kriegsgericht als Spion zum Tode verurtheilt, und zu Tappan oder Orangeton erschossen worden war. Seine Gebeine wurden später nach England transportirt. Als man sein Grab öffnete, hatten die Wurzeln einer Cypresse sich um die Scheitel des jungen Helden geschlungen, und der Baum selbst schmückt jetzt den Privat-Garten des Königs Georg IV. — Interesse hatten für mich die bis 1565 Fuß hohen Berge des Hochlandes, welche sich in der Breite von 16 Englischen Meilen und in der Länge von 20 Meilen an beyden Seiten des Hudson-Flusses erstrecken. An der südlichen Seite vertheidiget den Eingang von Neu-York aus die alte Festung Verblanks-Point, und gegenüber die kleine Festung Stoney-Point. Zehn Meilen am Hudson weiter herauf liegt das Fort Montgomery.

Die Stadt Neu-York hat ein sehr schönes Ansehen; die Häuser sind meistens von Backsteinen gebauet, und roth mit weißen Strichen über den Anwurf angestrichen. Das hiesige Hauptwirthshaus hat

5 Stockwerke und 73 Zimmer mit einem großen prachtvoll möblirten Speisezimmer; die Schlafzimmer sind nicht so bequem als in Brittischen Wirthshäusern, und die Betten ohne Vorhänge haben Bettlacken von Baumwolle.

Alle Gäste im Wirthshause frühstücken um 8 Uhr, essen um 1½ Uhr zu Mittag, trinken um 7 Uhr, und speisen Abends um 11 Uhr. Die Tafel ist reichlich mit Fleisch besetzt, hat aber wenige und schlecht zugerichtete Speisen aus dem Pflanzenreiche. Porter wird gar nicht bey Tische getrunken, sondern Rhum mit Wasser, und auch dieses nur gewöhnlich auf dem Zimmer. Der Amerikaner hält übrigens die Beobachtung dessen, was man in Europa Anstand an einer Wirthstafel nennt, für unverträglich mit seiner Freyheit und Unabhängigkeit, und ehe der Amerikaner den letzten Bissen verschluckt hat, eilt er entweder in den Säulengang des Hauses oder in das Versammlungszimmer, und raucht dort seine Cigarre.

Groß und schön gebaut ist das hiesige Stadthaus von weißem Marmor. Hier versammelt sich der Gemeinderath und hält auch der Justizhof seine Sitzungen, seine Archive u. s. w. Mißbilligend erblickte ich bey einer öffentlichen Sitzung, daß die Richter, die Advokaten und die Geschwornen alle in bürgerlicher Kleidung erschienen, da doch das Amtskleid der Justizmänner nach Brittischer Erfahrung dem Personale eine äußere Würde gibt.

Die wahrscheinlich sehr frommen Einwohner Neu-York's haben 82 Kirchen, Tempel und Gotteshäuser. Übrigens ist die Stadt sehr reinlich, obgleich die Schweine auf den Straßen eben so frey umhergehen, als die Bürger der Stadt. Auf den Straßen liegen jetzt nicht mehr, wie vormahls, Waarenballen, welche einst das Fahren unbequem machten, und die Waarenläden haben ein schönes Äußere.

Jedermann, der zu den vornehmern Classen gerechnet seyn will, kleidet sich hier reinlich und hübsch. Die Statur der Männer ist lang und schmächtig, doch bilden solche in der Regel keine schöne Figur. Desto schöner fand ich den Wuchs der Damen; aber das blasse Gesicht der Männer ist schöner, als dasjenige der Frauenzimmer, welches gemeiniglich graubleich, kränklich und mager zu seyn scheint. Selten sieht man in Neu-York die Damen von Männern geführt, um welche sich überhaupt die sehr geschäftigen Haus- und Handelsherrn wenig zu bekümmern pflegen. Respect bezeigt hier selbst der unterste Stand dem Reichern nicht, und auf eine ergangene Frage erhält man selten eine höfliche Antwort; nur lassen auch in Neu-York die Ladenhalter und deren Herren von der Handlung gegen ihre Kunden es an Höflichkeit nicht fehlen; wenn ich wiederhohlt darauf bestand, erhielt ich die Erlaubniß, die gekauften Sachen selbst mit zu

nehmen. Auch fand ich in dieser Seestadt die Amerikaner nicht so neugierig als im Innern *).

Eine tiefe Verachtung hegen alle Amerikaner gegen Schriftsteller, welche, wie Fearon, sich freymüthig über ihre nationalen Schwächen ausgedrückt haben. Sollte Herr Fearon wieder nach Amerika's Küsten zurückkehren, so wird er, ungeachtet seiner Wahrhaftigkeit, gewiß übel empfangen werden; denn ein so eitles Volk läßt nicht mit sich scherzen. Besser gefällt ihnen das volle Rauchfaß der Miß Wright, wenn gleich Manche gestehen, daß diese Brittinn ihre nationale Rechtschaffenheit ein wenig zu hoch gestellt habe. Unter den Gelehrten in Amerika glänzen bisher wenige Nahmen als berühmt. Doch haben die Amerikaner einige würdige Schriftsteller in der Literatur der Zeitschriften, als: Dwight, Irving und Browne; nirgends gibt es mehr Zeitungen und Zeitungsleserey als in diesem Lande. Aber man kann solche freylich mit der Zierlichkeit der Brittischen Zeitschriften nicht vergleichen, obgleich man den Amerikanischen die Sprachrichtigkeit und die Unterhaltungsgabe nicht absprechen kann. Übrigens findet man in allen Privat- und öffentlichen Bibliotheken meistens Werke von Brittischen Schriftstellern. Unter allen transatlantischen Zeitschriften steht der Nord-Amerikanische Review oben an, und seine Kritik ist meistens unparteyischer, als in den Brittischen Review's, und weniger giftig gegen unempfohlene Schriftsteller, und diejenigen, welche eine andere Politik als die Recensenten hegen. Es ist an den Amerikanischen Schriftstellern zu rühmen, daß sie mehr als die Britten die Kenntniß des Auslandes und dessen Literatur zu würdigen verstehen. Irving's Sketch-Book und Bracebridge-Hall haben im Vaterlande des Verfassers nicht so viel Aufsehen erregt, als manche fremde Schriften, wenn auch deren Styl nicht so rein, und ihre Darstellung weniger freymüthig seyn sollte, als diejenige Irving's.

Die Neu-Yorker suchen ihr Hauptvergnügen im Theater und in Vaurhall. Das Theater ist hübsch, und die Mahlerey mit dem Costüm der Schauspieler erträglich. Einige Schauspieler sind von Brittischer Abkunft und besondere Lieblinge des Publikums. Man kann aber das hiesige Vaurhall so wenig als die nahen Gärten und Park's auf keine Art denen in England gleich stellen.

Ungefähr 1½ Meilen von der Stadt liegt zu Greenwich am Ufer

*) Es bestätigt sich wieder in diesen Bemerkungen der kleine Geist des Verfassers, der nur dort eine richtige Stellung des Social-Standes findet, wo der weniger Begüterte und daher abhängigere Mitbürger dem mehr Begüterten einige äußere Ehrfurcht bezeigt.

Anm. d. Übers.

des Hudſon das große Staatsgefängniß, im Doriſchen Style erbauet. In dieſem Zuchthauſe lebt kein Verbrecher, welcher nicht wenigſtens zu dreyjährigem Gefängniſſe verurtheilt worden iſt. Im Jahre 1814 kamen 213 Verbrecher hierher, von welchen 173 Amerikaner, 15 Irländer, 13 Engländer, drey Neu-Schottländer, 3 Weſtindier, ein Franzoſe, ein Deutſcher, ein Portugieſe, ein Schwede, ein Niederländer und ein Schottländer ſich befanden. Zwar ſind die meiſten Ausländer in Neu-York von Schottiſcher Abkunft; aber wegen der trefflichen moraliſchen und religiöſen Erziehung der Schotten trifft man bey dieſer Nation weniger als in andern verdorbene Menſchen an.

Bis zum Jahre 1817 wurde bloß Staatsverrätherey, Mord, und Feueranlegung in einem bewohnten Hauſe, mit dem Tode beſtraft. Jetzt erhalten auch diejenigen verurtheilten Verbrecher die Todesſtrafe, welche in Gefängniſſen des Staates oder deren Zubehör Feuer anlegen, oder dazu auf das Entfernteſte mitwirken, welche ſich am Gefangenwärter thätlich vergreifen u. ſ. w.

Lebenslänglich werden hier eingeſperrt: Straßen- und andere Räuber, Diebe mit Einbruch in Häuſer, Sodomiten; diejenigen, welche andere Menſchen an ihren Gliedern verſtümmelt haben; Verfälſcher öffentlicher Urkunden oder Münzen; ſolche Brenner, welche an unbewohnte Häuſer, Scheunen, Mühlen u. ſ. w. Feuer angelegt haben; Verfälſcher aller und jeder Privat-Documente oder öffentlichen Acten, und alle Diebe, welche nicht bloß wegen kleiner Diebſtähle verurtheilt worden ſind.

Es kann aber den Umſtänden nach der Gerichtshof begangene Verfälſchungen auch mit einer milderen Strafe belegen.

Auf Lebenszeit, aber immer zu ſiebenjährigem Gefängniſſe, werden diejenigen verurtheilt, welche eine nachgemachte Banknote verkauften oder zum Wechſeln hergaben. Das Stechen falſcher Banknoten-Platten in Kupfer, und ſelbſt der Beſitz ſolcher Platten, welche gemißbraucht werden ſollen, oder unausgefüllter Banknoten oder Päſſe wird, eben ſo beſtraft.

Höchſtens vierzehnjährige Gefängnißſtrafe ſteht auf den Diebſtahl eines Documents, auf das Anzünden unbewohnter Gebäude jeder Art, auf Verfälſchung fremder Handſchriften, welche weder Hypothek-Verſchreibungen, noch Wechſel, Indoſſirungen, Aſſignationen und Quittungen ſind; jeder Diebſtahl mittlerer Claſſe, gewaltſame Heirath eines Frauenzimmers gegen ihren Willen, Vergiftungen, worauf nicht in Jahr und Tag der Tod erfolgt, Nothzucht, ſchriftliche falſche Anerkennungen einer Perſon, die man nicht wirklich vorſtellt.

Mit höchstens zehnjährigem Gefängnisse werden bestraft alle Hülfsleistungen zur Entweichung aus dem Staats- oder jedem andern Gefängnisse, jeder Betrüger, Meineidige oder Verführer zum Meineide. Jeder falsche Schwur in Concursen, meineidige Angaben der Lotterie-Beamten und der Landmesser vor einem Beamten.

Zu höchstens siebenjähriger Strafarbeit im Gefängnisse werden diejenigen verurtheilt, welche Stämpel zu falschen Gold- und Silbermünzen besitzen, der Versuch des Straßenraubes, des Mordes und der Nothzucht, und endlich diejenigen, welche unter falscher Vollmacht Prozesse anfangen.

Höchstens fünfjährige Strafe dulden diejenigen, welche zum zweyten Mahl überwiesen wurden, gestohlene Güter verkauft oder verheimlicht zu haben, und Alle diejenigen, welche durch falsche Angaben Geld erpreßt haben.

Durch eine Acte des gesetzgebenden Körpers vom 15. Aprill 1817 nennt man alle Diebstähle klein, welche nicht mehr als 25 Dollars betragen.

Doppelt so lang als sonst muß derjenige im Gefängnisse sitzen, der aus dem Staatsgefängnisse brach.

39.

Gegenwärtiger Zustand der Canadischen Indianer.

Es werden in Canada sowohl die sogenannten ansässigen Indianer, als auch diejenigen, welche ein herumstreifendes Leben führen, sehr bald als eine für sich bestehende Staats-Gesellschaft verschwinden; sie, die vor 300 Jahren über jeden Theil von Nord-Amerika verbreitet waren.

In Nieder-Canada sind schon die sogenannten wandernden Indianer sehr selten geworden, und selbst ansässige Indianer trifft man nur in den kleinen Dörfern Loretto, Becancour, St. François, am See zwischen zwey Bergen, und zu Cochenonaga. In Ober-Canada bilden die Indianerstämme zu St. Regis, an der Bay von Quinte, am Reißsee, und in zerstreuten Niederlassungen nahe bey York, mit den sechs Nationen und den Delawares und Moravians am Flusse Themse, wahrscheinlich noch ungefähr 5000 bis 6000 Seelen. In Unter-Canada trifft man freylich manche bekehrte Indianische Katholiken; wenn ich mich aber mit diesen über die christliche Religion unterhalten habe, so fand ich immer, daß unsere Religion in ihrem Gemüthe keine tiefen Wurzeln gefaßt hatte.

Zwar haben in Ober-Canada die Geistlichen der bischöflichen Kirche das Christenthum unter den sechs Nationen der Indianer einführen wollen; aber das Beyspiel der Sittenverdorbenheit vieler der sogenannten christlichen Ansiedler in den Hinterwäldern schreckte die Indianer ab, ihre Religion mit der christlichen zu vertauschen. Auch spricht der Indianer lieber von weltlichen Genüssen, als von Glaubensangelegenheiten. Wirft man diesen Menschen ihr schändliches Schwören und ihre Trunkliebe vor, so entschuldigen sie sich, dieses von den weißen Menschen gelernt zu haben; und weil die Indianer sich allgemein für moralischere Menschen halten, als die Weißen, so müssen die Missionarien nur mit Mühe Jene bekehren können. Am meisten erboßte die Indianer von je her, daß sowohl zur Zeit der Französischen als der Englischen Oberhoheit die Regierungen bis zur neuesten Zeit ihnen mit Gewalt ihr Land abnahmen. Allein seit einer Reihe von Jahren ist es Gebrauch der Regierung in Ober-Canada, den Indianern für Leibrenten ihr Land abzukaufen, und Folgendes sind die jüngsten Käufe der Regierung.

Im Jahre 1818 im October kaufte die Regierung	1,592,000		
Acker Land am See Huron für . . .	1200	L. — —	Sh.
Ferner 648,000 Acker Missisauga Ländereyen für	522	„ — 10	„
Im November: 1,861,200 Acker am Reißsee für	740	„ — —	„
Im Jahre 1819 im Aprill 552,190 Acker Longwood für	600	„ — —	„
Im Jahre 1820 im Februar: 27,000 Mohawk-Ländereyen im Midland-Districte für	450	„ — —	„

Also 4,680,390 Acker für eine jährliche Rente von 3512 L. 10 Sh.

Man nahm dieses Geld aus der Casse der Gebühren für eingewiesene Ländereyen. Da nun die noch übrigen Indianischen Stämme jetzt in engeren Wildnissen jagen müssen, so zwingt sie immer mehr der Mangel an Unterhalt, sich mit der Viehzucht und dem Landbau zu befassen. Da ihnen aber die civilisirten Nachbarn so nahe wohnen, so werden sie immer mehr unkeusch und Trunkenbolde. Freylich hat die Gesetzgebung in Ober-Canada verbothen, daß bey schwerer Strafe den Indianern keine hitzigen Getränke verkauft werden sollen; aber man gibt ihnen solche in großer Menge in der lebhaften Hoffnung, dafür in Waaren reichlich entschädiget zu werden. In der That führen diese Indianer ein unstätes, unglückliches Leben, und sie leiden an Allem Mangel, sobald sie keine wilden Thiere weder

durch Gewehre noch durch Speere erlegen konnten. Da ſie träg und unbedachtſam ſind, ſo pflegen ſie nicht eher auf die Jagd zu gehen, bis die Noth ſie dazu zwingt, und bis dahin die Zeit in Faulheit in ihren Wigwams zuzubringen. Ihre Weiber müſſen alle harte Arbeit verrichten; wenn ein Indianer in der Entfernung von drey oder vier Meilen von ſeiner Hütte ein Reh erlegt hat, ſo trägt er es nicht zu Hauſe, ſondern hängt es an den Zweigen eines nahen Baumes auf, und bezeichnet ſeiner unglücklichen Gattinn die Stelle, wo ſich das erlegte Wild befindet. Sofort macht ſich dann die Indianerinn auf den Weg, bindet ſich das Reh am Rücken feſt, und bringt es dem Hausherrn, welcher die Haut abzieht, und ſich auf ſeinem Bärenfelle wälzt, indeſſen jene das Mahl zubereitet; denn der Mann bekümmert ſich um nichts, als was ihm perſönlich Vergnügen macht.

Je roher ein Volk zu ſeyn pflegt, deſto härter iſt das Schickſal der Weiber der Nation; ſogar haben einige wilde Völker behauptet, daß die Weiber keine Seelen hätten, und daraus die Natürlichkeit ihrer Unterdrückung herleiten wollen.

Civiliſirte Menſchen ſehen dieſe Wilden faſt wie Thiere leben. Sie müſſen ſtets arbeiten, um nur ſo viel zu gewinnen, als ſie zur Nothdurft bedürfen. Sparſam trifft jetzt der Indianer das zerſtreute Wild an; manches Mahl iſt die Jagd unglücklich, und er bringt nichts für ſeine hungrigen Hausgenoſſen mit, die ihm dann erzählen, daß ſie ſeine Rückkehr mit leerem Magen erwartet hätten, und nun jammern, daß die Mühe vergebens war.

Dazu kommt, daß die Hütten dieſer Wilden ſo undicht ſind, und nicht gegen Kälte, Regen und Schnee ſchützen. Sehr oft habe ich das Elend dieſer Menſchen geſehen, die mit Mühe das Feuer unterhielten, ſich ohne Klage auf dem Schnee wälzten, auch daß der arme Wilde vergeblich um ein trocknes Obdach in ſeinem Hauſe harte Weiße bath.— Der geborne Amerikaner verachtet, als tief unter ihm ſtehend, jeden Indianer oder Neger, und glaubt, daß der Himmel ſolche zur Arbeit für den Weißen verdammt habe. Als unſterbliche Weſen betrachtet er keine ſchwarzen und rothen Menſchen, wenn auch für etwas erleuchteter als die Thiere.

Zwar wagte Miß Wright die Bemerkung, daß man niemahls einen in den Schulen der Freyſtaaten erzogenen Jüngling bemerkte, der ſich eine geachtete Bahn unter den civiliſirten Menſchen zu brechen vermochte; aber ſelten gelingt auch unter uns dem Niedriggebornen, ſich durch Thaten, Talente und Verſtand über ſeine Kameraden oder höher Stehende hinauf zu ſchwingen, und gerade die kräftigeren Geiſter der unter den civiliſirten Völkern gebildeten einzelnen Wilden laſſen ſich den großen Zwang unſerer Sitten nicht

gefallen, ſondern eilen zu ihren Landsleuten und deren rohen Sitten zurück. Aber allerdings gibt es unter den Wilden in Canada Männer von ausgezeichnetem Talente.

Ein ſolcher iſt der Häuptling Capitän Brandt, ein gewandter Krieger und Diplomat, der alle Verträge der ſechs Nationen mit der Brittiſchen Regierung unter Bedingungen abſchloß, welche ſeinen Landsleuten, bis ſie gänzlich ausgeſtorben ſeyn werden, bleibendes Einkommen verſichern. Für ſeine Landsleute überſetzte er die vier Evangeliſten in ihre Sprache, reiſete dann nach England, und gefiel ſich in London's vornehmen Geſellſchaften ſehr wohl; als er aber von ſeiner Reiſe zurück kam, hatte ſeine Religiöſität und ſeine Achtung vor dem chriſtlichen Gottesdienſte ſehr abgenommen.

Sein Sohn lebt noch auf ſeinem Landſitze an der Quelle des Sees Ontario, iſt gleichfalls ein ſehr verſtändiger Mann, der, die Haut abgerechnet, ganz das Äußere eines gebildeten Europäers beſitzt.

Eben ſo berühmt machte ſich als Krieger der Freund der Britten, Tecumſch, im jüngſten Kriege der Britten und Amerikaner; geſtand aber freymüthig, daß er alle Weiße als anmaßende Eroberer der Erde ſeiner Landsleute betrachte. Dabey geſtand er, daß er, wenn er irgend eine Hoffnung des glücklichen Erfolges ſich darſtellen könne, trachten würde, die Wälder Amerika's ſeinen Landsleuten wieder zu erobern, und alle Weiße zu verjagen.

Immer nahm mich Wunder, daß die Miſſionarien der Engliſchen proteſtantiſchen Secten, die überall Heiden zu Chriſten zu machen ſuchten, ſo wenige Mühe ſich gegeben haben, das Heil des Evangeliums unter den Nord-Amerikaniſchen Wilden zu verbreiten, da ſie doch eben ſo viele Gemüthlichkeit für die Bekehrung als andere Wilde zu beſitzen ſcheinen, — und wohl mehr als z. B. der dumme Hottentotte. Es rührte aber jene Apoſtel vorzüglich das Elend der Neger in Weſtindien, damit nach abgeſchaffter Einfuhr neuer Sclaven aus Afrika, das Gemüth der Neger in Weſtindien zur künftigen Freylaſſung vorbereitet werden möge. Dagegen habe ich mir nicht zu erklären vermocht, warum man ſich ſo viele Mühe gab, die Hinduheiden mit ihrem Aberglauben und ihrem Fatale zur chriſtlichen Religion zu leiten, da die grauſame und antiſociale Religion der Hindus ſich ſo tief in Oſtindien eingewurzelt hat.

Dagegen hat der Nord-Amerikaniſche Wilde aus den Sagen ſeiner Vorfahren die edelſten Begriffe von einem allgegenwärtigen, unſichtbaren und allmächtigen Geiſte, der die Welt erſchuf und in ihren Angeln erhielt. Darnach handelt und lebt auch jetzt noch der Sohn der Wälder; er muß daher mehr wie ein anderer Heide für die Wahrheiten der chriſtlichen Religion Empfänglichkeit beſitzen.

Inhalt.

1.

Seite

Einleitung 3

2.

Überfahrt und Ankunft in Quebeck 4

3.

Bemerkungen über Quebeck 5

4.

Bemerkungen über Montreal 6

5.

Wasserreise bis York 9

6.

Reise bis zur Niederlassung im Districte London . . . 12

7.

Fernere Topographie von Ober-Canada 15

8.

Fortsetzung der Topographie von Ober-Canada . . . 18

9.

Detail-Nachrichten über manche einzelne Districte. . . . 23

10.

Die sogenannten Hausthiere in Canada 26

11.

Beyspiel einer unglücklichen Bärenjagd 29

12.

Vierfüßige wilde Thiere 35

13.

Vögel, die in Canada einheimisch sind, oder sich daselbst im Sommer aufhalten 41

14.

Hiesige Insecten 44

Seite

15.

Amphibien und Fische in Canada 45

16.

Wald- und Gartenbäume in Canada. 49

17.

Garten- und Feldfrüchte in Canada 54

18.

Medicinische Kräuter und Pflanzen in Canada . . . 58

19.

Naturmerkwürdigkeiten in Ober-Canada. 61

20.

Klima in beyden Canada's. — Wirkungen des Frostes auf den menschlichen Körper. — Meteorologische Bemerkungen. — Krankheiten. — Das Nordlicht und andere atmosphärische Beobachtungen 63

21.

Kurze Geschichte von Canada, bis solches im Jahre 1760 unter Brittische Hoheit gelangte. 66

22.

Blicke in die Staats-Verfassung und Staats-Verwaltung von Nieder-Canada, sowohl im Innern als im Äußern, und in mancher Beziehung auf die sonderbaren Social-Verhältnisse . 68

23.

Blicke in die Staats-Verfassung und Staats-Verwaltung Ober-Canada's in Beziehung auf manche dortige sonderbare Social-Verhältnisse 73

24.

Manches Eigenthümliche in den Sitten der vornehmeren Bewohner von Ober-Canada 78

25.

Lebensart und Sitten der sogenannten zweyten Gesellschaft in Ober-Canada 82

26.

Einige Eigenthümlichkeiten des Canadischen Volkslebens. . . 87

27.

Fortsetzung der Beschreibung der Volkssitten von Ober-Canada . 88

28.

Häufige Criminal-Fälle in Ober-Canada 92

Seite

29.

Erziehung der Canadiſchen Jugend 93

30.

Nachtheilige Folgen der ſchlechten Erziehung der Jugend in Ober-Canada 96

31.

Zuſtand der Religion, der Sittlichkeit und der Geiſtlichkeit . 98

32.

Vortheile der Emigration nach Ober-Canada. — Geringer Beyſtand, welchen die Regierung den Einwanderern verleihet. — Nachtheilige Folgen der jetzigen Wohlfeilheit der Landes-Producte 100

33.

Notizen für einwandernde neue Anſiedler in Ober-Canada. . 102

34.

Plane zur ſchnellen Bevölkerung Ober-Canada's . . . 104

35.

Niedriger Preis der Landgüter in Ober-Canada. Wer dahin mit Nutzen wandert. Haß der Canadier wider die vereinigten Staaten 106

36.

Fußreiſe aus der Talbot-Niederlaſſung nach Nieder-Canada. . 110

37.

Sitten und Lebensart in Nieder-Canada. 117

38.

Wahrnehmungen auf einer Reiſe aus Canada nach Neu-York. . 122

39.

Gegenwärtiger Zuſtand der Canadiſchen Indianer 134